



EINHEIT FREIHEIT DANKBARKEIT

Sophie Hoppenstedt



Fand heraus
aus Drogen
und
Prostitution

Arno Backhaus



Der
„Missio-Narr“
wird 70

Alena Wessling



Sprach-
Expertin mit
Liebe zur
Bibel

Liebe Leserin, lieber Leser,

wenn ich in diesen Tagen unser Team bei der Christlichen Medieninitiative pro anschau, freue ich mich. Zum einen über die Kreativität, den Einsatz und – ja – über die Liebe, mit der sich alle engagieren. Gerade jetzt. Immer wieder erleben wir, wie wertvoll dieser Beitrag ist, damit das Evangelium in den Medien sichtbar wird. Dankbar bin ich auch aus einem anderen Grund: Denn völlig selbstverständlich arbeiten heute bei uns Menschen aus verschiedenen Teilen Deutschlands zusammen – auch aus Ost und West. Das fällt kaum noch auf. Und es bereichert uns. Vor etwas mehr als drei Jahrzehnten, als ich so



alt war wie unsere Praktikanten heute, war das undenkbar. Wer hätte noch im Sommer 1989 gedacht, dass das je möglich sein könnte?

Dass wir heute in einem geeinten, noch immer friedlichen, politisch und wirtschaftlich stabilen und international geachteten Land leben, ist für mich Geschenk und Wunder – nach den Katastrophen, die ebenfalls von Deutschland ausgingen. Die Menschen bei uns haben viel vorangebracht. Zugleich bin ich sicher, dass wir in den vergangenen Jahrzehnten von Gottes Gnade profitiert haben, von seinem Eingreifen in die Weltgeschichte. Die hunderttausendfachen Friedensgebete in der DDR waren kein Ritual der Ohnmacht, sie erzielten Wirkung – so jedenfalls berichteten später selbst prominente Vertreter des einstigen Machtapparats.

Das erinnert mich an Verse aus dem Alten Testament. Der Prophet Jeremia richtet dem Volk Israel im Namen Gottes aus: „Denn ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der HERR: Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass ich euch gebe Zukunft und Hoffnung. Und ihr werdet mich anrufen und hingehen und mich bitten, und ich will euch erhören. Ihr werdet mich suchen und finden.“ (Jeremia 29,11–13). Die Israeliten, die das zu hören bekamen, erlebten gerade eine tiefe Sinnkrise: Die Babylonier hatten fast das ganze Volk verschleppt. Eine Änderung der Situation schien undenkbar. Gott selbst eröffnet eine neue Perspektive – für die Hörer des Wortes klingt es unglaublich: Zukunft und Hoffnung ist das, was Gott für sein Volk will.

Das gilt bis heute. Auch für uns. Wenn die Corona-Pandemie noch immer unser Leben schwer macht – auch dann dürfen wir auf Gottes Schutz und Eingreifen hoffen. Wir dürfen ihn suchen, ihn anrufen: für uns selbst, für andere, unser Land, für die ganze Welt. Gott sagt, er wird sich finden lassen – er hat's versprochen.

Mit dieser Ausgabe von pro und den Geschichten der Menschen darin möchten wir ermutigen und Hoffnung machen.

Christoph Irion

Ihr Christoph Irion



40



24

Meldungen	4
Leserbriefe	17

POLITIK

Titel: Mehr als Bananen	
Ein persönlicher Blick auf 30 Jahre Deutsche Einheit	6
Titel: „Die Einheit ist ein Geschenk“	
Der Pfarrer und letzte DDR-Außenminister Markus Meckel im Interview	10
Treten Sie ab, Herr Diktator	
Eine Kolumne von Wolfram Weimer	13
Titel: Der Aufstand begann in einer Kirche	
In Rumänien endete die Diktatur blutig	14
Wie Feuer und Wasser	
Was die Kandidaten der US-Wahl kennzeichnet	18

MEDIEN

Mit Liebe zum Wort	
Texte und Drehbücher sind Alena Wesslings Welt	20

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.

Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.

Bestellen Sie proKOMPAKT **kostenlos!**

www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 5 66 77 00



18



36



44

Uwe Lang, Pfarrer
und Börsenexperte



14

„Wir haben verlernt, das Leben als Gnade zu begreifen“

Warum das Handy nicht glücklich macht 22

Von Gott in den Arm genommen

Die „Real Life Guys“: Glaube, YouTube, Adrenalin 24

Mit dem Geist der Wahrheitsliebe

Ein Impuls des Journalisten Uwe Schulz 26

PÄDAGOGIK

Geschenke von einem unbekanntem Freund

Was Daniel Böcking von seinen Kindern über den Glauben lernt 27

GESELLSCHAFT

Backpfeifen, Bibel, Bauchladen

Der Evangelist Arno Backhaus wird 70 28

Sophies Geschichte und Gottes Wunder

Eine junge Frau findet den Weg heraus aus Prostitution und Drogen 32

„Ich bin Pietist und will es auch bleiben“

Michael Diener im pro-Gespräch zum Ende seiner Amtszeit als Gnadauer Präses 36

Sonne, Wind und Jesus

Kitesurfen und Bibellesen am Ostseestrand 40

Von der Kanzel auf das Börsenparkett

Der Theologe Uwe Lang hat eine Leidenschaft für Aktienkurse 44

KULTUR

Musik, Bücher und mehr

Neuerscheinungen kurz rezensiert 46

Titelfoto: Am 10. November 1989 drängen sich Menschen durch eine Öffnung in der Berliner Mauer aus dem Ostteil der Stadt in den Westen

IMPRESSUM

Herausgeber Christliche Medieninitiative pro e.V.
Charlotte-Bamberg-Straße 2 | 35578 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 5 66 77 00 | Telefax (0 64 41) 5 66 77 33
Vorsitzender Michael Voß
Geschäftsführer Christoph Irion
Redaktion Dr. Johannes Blöcher-Weil, Nicolai Franz (Redaktionsleiter Digital),
Elisabeth Hausen, Norbert Schäfer, Martin Schlorke, Jörn Schumacher,
Jonathan Steinert (Redaktionsleiter Print), Swanhild Zacharias
E-Mail info@pro-medienmagazin.de



www.blauer-engel.de/uz195

- ressourcenschonend und umweltfreundlich hergestellt
- emissionsarm gedruckt
- überwiegend aus Altpapier

RG4

Dieses Druckerzeugnis wurde mit dem Blauen Engel gekennzeichnet.

Lesertelefon (0 64 41) 5 66 77 77 | Adressverwaltung (0 64 41) 5 66 77 52
Anzeigen Telefon (0 64 41) 5 66 77 67 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
Internet www.pro-medienmagazin.de
Satz/Layout Christliche Medieninitiative pro e.V.
Druck Bonifatius GmbH Druck - Buch - Verlag, Paderborn
Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG
IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01, BIC VBMHDE5F
Beilage Israelnetz Magazin (16 Seiten)
Titelfoto picture-alliance/ dpa | Lehtikuva Lei-61



Nehmen Sie an der pro-Leserbefragung teil.
Scannen Sie den Code mit dem Smartphone
oder gehen Sie direkt auf:

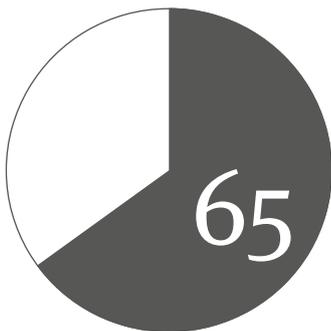
pro-medienmagazin.de/Umfrage



In eigener Sache: pro-Leserbefragung

Etwa alle zwei Monate halten Sie, liebe Leser, 48 bis 56 bedruckte Seiten in der Hand, die zusammen das Christliche Medienmagazin pro ergeben. Wir freuen uns sehr, dass Sie hineinschauen! Und wenn Sie es sogar lesen, freuen wir uns umso mehr und hoffen natürlich, dass unsere Beiträge Sie ansprechen, ermutigen und herausfordern. Gern würden wir von Ihnen genauer wissen, was Sie besonders gern lesen, ob Sie in unserem Heft etwas vermissen, und wann Sie lieber weiterblättern oder sich auch mal ärgern. Dazu haben wir eine Online-Umfrage eingerichtet, an der Sie bis zum 15. November teilnehmen können – selbstverständlich anonym. Uns wird es in der Redaktion sehr helfen, wenn Sie uns auf diesem Weg eine Rückmeldung geben. Schließlich möchten wir über die Themen berichten, die Sie wirklich interessieren. Und Dinge verbessern, die unsere Leser nicht gut finden. Wir freuen uns auf Ihre Anregungen und Antworten! Und so geht's: Geben Sie den Link im Browserfenster ein oder scannen Sie den QR-Code. Dann öffnet sich die Umfrage. Dort können Sie für Ihre Antworten an den passenden Stellen Häkchen setzen. Dafür werden Sie wahrscheinlich circa zehn Minuten brauchen. Am Ende haben Sie noch Platz, uns zu schreiben, was Sie uns schon immer mal mitteilen wollten.

| JONATHAN STEINERT



65 prozent

der Befragten einer Studie im Auftrag von fünf Landeskirchen haben auch nach dem Ende des Corona-Lockdowns weiterhin an digitalen Gottesdiensten teilgenommen. Vor allem die Altersgruppe zwischen 41 und 60 Jahren möchte den digitalen Kirchengang weiterhin praktizieren. Mehr als 80 Prozent der Befragten hatten mindestens vier Online-Gottesdienste besucht. Fast jeder Dritte war mindestens zehnmal dabei. Zwei von drei Befragten hatten vor Corona keine Erfahrung mit digitalen Gottesdiensten. Für die Zukunft wünschen sich die Befragten zu 82,8 Prozent regelmäßige Online-Gottesdienste, selbst wenn Präsenz-Veranstaltungen wieder vollumfänglich möglich sind. Die Gottesdienste sollten kürzer als 45 Minuten sein und eine Mischung aus moderner und klassischer Musik enthalten. „Die Studie zeigt deutlich, dass die Online-Kommunikation auch im gottesdienstlichen Kernbereich der Kirchen nach Corona nicht mehr wegzudenken ist“, wird der wissenschaftliche Begleiter der Studie, Holger Sievert, von der Hochschule Macromedia in Köln in einer Pressemitteilung zitiert. Besonders erfreulich im Sinne digitaler Teilhabe sei, dass diese Entwicklung auch für höhere Altersgruppen gelte. Für die Studie wurden knapp 5.000 Bürger befragt. Beteiligt waren die Evangelische Kirche im Rheinland, die Badische Landeskirche sowie die Evangelischen Kirchen von Hannover, Württemberg und Hessen-Nassau. | JOHANNES BLÖCHER-WEIL

Drei Fragen an ...

... **Ralf Richard Peters**. Der frühere Staatsanwalt und Richter erklärt, was es mit dem Tatbestand der Volksverhetzung auf sich hat und was das für den Glauben heißt.

pro: Wo ist die Grenze zwischen Volksverhetzung und Meinungsfreiheit?

Ralf Richard Peters: Die Meinungsfreiheit ist ein grundgesetzlich verbürgtes Recht und wird sehr weit gewährleistet. Sie erlaubt zum Beispiel, Meinungen auch in überspitzter Form darzustellen. Sie schützt nicht nur abgewogene Worte, sondern auch heftige Formulierungen. Es sei denn, sie verletzen die Menschenwürde oder gefährden den öffentlichen Frieden. Wo genau die Grenze gezogen wird, ist immer eine Frage des Einzelfalles. Insgesamt kann man sagen, dass der Schutz der Ehre, der persönlichen Achtung des Anderen gerade in der politischen Auseinandersetzung leider weitgehend auf der Strecke geblieben ist.

In der Bibel ist an manchen Stellen von der Vernichtung anderer Völker die Rede. Ist es problematisch, so etwas zu zitieren?

Volksverhetzung ist ein persönliches Äußerungsdelikt. Das heißt, grundsätzlich fällt das Verbreiten fremder Erklärungen – in dem Fall Zitate aus der Bibel – nicht darunter, wenn der Betreffende das nicht auf heutige Bevölkerungsteile zuspitzt und sich so zu eigen macht. Solange etwas als Zitat dasteht, ist es unproblematisch.

Ein christlicher Glaubensinhalt ist: Nur wer an Jesus glaubt, wird gerettet, alle anderen kommen in die Verdammnis. Was ist damit?

Das ist eine Glaubensaussage, die in der biblischen Tradition verwurzelt ist. Das fällt sicher nicht unter Volksverhetzung. Sonst würde das ja bedeuten, dass man Glaubensäußerungen verbieten würde. Man darf seinen Glauben verbreiten – das ist vom Grundgesetz gedeckt.

Vielen Dank für das Gespräch! | DIE FRAGEN STELLTE JONATHAN STEINERT

Lesen Sie das ganze Interview online: bit.ly/richardpeters



Foto: privat

Dr. Ralf Richard Peters, Jahrgang 1950, war bis 2015 Staatsanwalt und Richter in Baden-Württemberg, zuletzt Vorsitzender des Tübinger Schwurgerichtes. Ehrenamtlich ist er unter anderem als Prädikant im Kirchenbezirk Tübingen tätig.



Mehrere Wissenschaftler warnen davor, den Religionsunterricht zu unterschätzen

Foto: Anne Günther/ Universität Jena

Appell: Nicht auf Religionsunterricht verzichten

In einer weltweiten Krise wie jetzt sollen die Schulen die Bedeutung des Religionsunterrichts nicht unterschätzen. Das Fach biete Orientierung und Austausch. Das hat das Herausbergremium der „Zeitschrift für Pädagogik und Theologie“ betont und zehn Thesen aufgestellt, warum der Religionsunterricht in der Corona-Zeit unverzichtbar ist. Die Wissenschaftler betonen in ihrem Appell, dass Kinder ein grundsätzliches Recht auf umfassende Bildung haben. „Besonders in Zeiten wie diesen, wenn ihr gewohntes Umfeld erschüttert ist, eine existenzielle Bedrohung im Raum steht und der Alltag aus den Fugen gerät, ist das Nachdenken darüber, was wirklich zählt, besonders wichtig“, zitiert eine Pressemitteilung der Uni Jena den Pädagogen und Theologen Ralf Koerrenz. Wer sich mit Fragen der Religion und Ethik beschäftige, könne Schülern helfen, „Orientierung zu finden, das Geschehen einzuordnen und die Ausnahmesituationen für sich einschätzen zu lernen“. Zudem seien Lehrkräfte in diesem Fach oft seelsorgerisch besonders sensibilisiert und könnten Schüler beratend durch die Krise begleiten. | JOHANNES BLÖCHER-WEIL



Mehr als

Die allermeisten Menschen in unserem Land verbinden mit der deutschen Teilung und Wiedervereinigung eine eigene Geschichte. Es ist gut, wenn wir sie uns erzählen. Denn das erinnert daran, dass Einheit, Freiheit und Frieden nicht selbstverständlich sind. Ein persönlicher Blick auf 30 Jahre Deutsche Einheit.

| VON JONATHAN STEINERT

Eine Banane begrüßte mich vor der Haustür. Sie lag in einem großen Pappkarton. Es sollte eine Überraschung sein, aber ich konnte nichts mit ihr anfangen. Schließlich hatte ich mich im Auto gerade übergeben müssen. Und ich war erst vier Jahre alt, zu jung, um das Augenzwinkern dahinter zu verstehen. Denn Bananen gab es bei uns so gut wie nie. Bei uns, das heißt, einem kleinen Dorf in der DDR. Noch Jahre später machten wir als Jugendliche Sprüche darüber, wenn eine Menschenschlange irgendwo anstand: „Gibt es Bananen?“ Deshalb wollte mir der Freund unserer Familie mit der gelben Frucht eine Freude machen, als wir ihn zu Silvester 1989 in Kaiserslautern besuchten. Die Idee war wirklich gut, hat bei mir aber eben leider nicht zur erhofften Reaktion geführt.

Dieser besondere Empfang ist meine erste bewusste Erinnerung an „den Westen“. In den Tagen zuvor besuchten wir – meine Eltern und ich – meinen Onkel in der Nähe von Pforzheim. Am zweiten Weihnachtsfeiertag 1989 begann unsere Reise. Und es war wohl das größte Geschenk, das es in jenem Jahr gab – die innerdeutsche Grenze war offen. Für meine Familie bedeutete das schon zu diesem Zeitpunkt: Wiedervereinigung. Denn mein Onkel war mit seiner Frau und den zwei Kindern ein halbes Jahr vorher aus der DDR ausgereist. Dass wir sie zu Weihnachten schon in ihrer neuen Wohnung besuchen und zu anderen Westbekanntschaften weiterreisen könnten, war wenige Monate zuvor unvorstellbar gewesen.

Raus aus diesem Land

Schon in den 70er Jahren denken mein Onkel Dietmar und seine Frau Andrea darüber nach, die DDR zu verlassen. Die politische Enge, die allgegenwärtige sozialistische Ideologie, das

Wettern gegen den Westen und die schöngefärbten Nachrichten im Staatsfernsehen sind ihnen zuwider. Im Elternhaus meines Onkels lief West-Radio, meist Bayerischer Rundfunk. Zu Hause herrschte die Einstellung: Kommunisten sind Verbrecher. In Tante Andreas Familie, die am Ende des Zweiten Weltkriegs aus Posen vertrieben worden war, hieß es: „Wir sind nicht weit genug in den Westen geflüchtet.“ Doch den Gedanken an die Ausreise verwerfen Dietmar und Andrea zunächst wieder. Auch aus Sorge, ihre Familien nicht wiedersehen zu dürfen.

Doch der Gedanke kommt zurück, bei beiden unabhängig voneinander und immer drängender. Vor allem als die beiden Kinder ständig krank sind und Atembeschwerden haben. Denn die Luft ist durch den Ruß aus den Schornsteinen der nahegelegenen Fabrik derart verschmutzt, dass sich der Kohlestaub wie ein dünner, schwarzer Schleier über Brückengeländer, Fensterbänke, Pflanzen und den Schnee legt. Es ist fast nicht möglich, die Wohnung zu lüften. „Wir haben das Fenster aufgemacht, geprüft, ob die Luft drin oder draußen besser ist, und es dann meist schnell wieder geschlossen“, erzählt Andrea. 1986 stellen sie ganz offiziell einen Ausreiseantrag. Sie begründen ihn mit den gesundheitlichen Problemen der Kinder, aber eigentlich steht dahinter ihre generelle Unzufriedenheit mit dem politischen System. Mit dem können und wollen sie sich nicht arrangieren. Als Kantoren genießen sie eine gewisse Freiheit unter dem Schutz der Kirche. „Hätte ich einen anderen Beruf, wäre ich Ingenieur in einem Betrieb gewesen, hätten wir den Antrag sicher nicht gestellt“, sagt Dietmar. Er weiß: Wer in der DDR etwas werden will, kann es sich nicht leisten, dem Staat gegenüber aufmüpfig zu werden.

Nach der Antragstellung müssen Dietmar und Andrea beim „Rat des Kreises“, in etwa vergleichbar mit dem bundesdeut-

Bananen



Bananen sind für DDR-Bürger zum Symbol des Wohlstands geworden, weil es sie – wie auch andere Südfrüchte – nur sehr selten zu kaufen gab.

schen Landratsamt, vorstellig werden und ihr Anliegen begründen. Ihr wichtigstes Ziel: Gemeinsam wieder aus dem Büro herauszukommen. Wenn der Parteifunktionär auf der anderen Seite des Schreibtisches zum Telefonhörer greifen sollte, würden sie einen der beiden abführen. Andrea, die fünfjährige Tochter auf dem Schoß, legt ihrem Mann während des Gesprächs immer wieder die Hand aufs Bein, um ihn zu bremsen, wenn sich sein Unmut gegenüber dem Staat zu entladen droht. Wann ihr Antrag bearbeitet würde, ob überhaupt und mit welchem Ergebnis, ist völlig offen. Anfangs schreibt Dietmar jede Woche eine Karte an den „Rat des Kreises“, um an den Antrag zu erinnern. Das lässt er schließlich bleiben, als sein Pfarrer deswegen einbestellt wird. Auch das weiße Schleifchen, das er wie andere Ausreisewillige an der Antenne seines olympiablauen Skodas gebunden hat, entfernt er wieder, nachdem ihn die Polizei deshalb auf die Wache zitierte. Die Familien der beiden sind wenig begeistert von den Plänen, vor allem Andrea bekommt das von einigen ihrer Geschwister deutlich zu hören. Auch Dietmars Vater mahnt: „Dort drüben wartet niemand auf euch.“ Doch für die beiden ist der Weg klar: Sie wissen, dass es für sie richtig ist.

Reise ohne Rückfahrt

Drei Jahre warten sie auf einen Bescheid. Von ihrem Pfarrer bekommen sie schließlich einen Hinweis, dass es bald losgehen könnte, wenig später ist es offiziell. Sie reduzieren ihren Haushalt, verschenken und verkaufen Sachen. Dietmar lässt Kisten beim Schreiner anfertigen für die Dinge, die eine Spedition nachschicken soll. Umzugskartons hätten es auch getan, aber die gibt es nicht. Sie sind guter Dinge und haben keine Zweifel, dass sie ihre Eltern und Geschwister wiedersehen würden.

Nicht alle aus ihrer Familie teilen diese Zuversicht. „Wir hatten da eine große Hoffnung“, sagt Dietmar heute rückblickend. „Es lag etwas in der Luft. So viele Menschen haben das Land verlassen, es war greifbar, dass es so nicht weitergehen konnte.“

Zwei Tage vor der Ausreise stirbt Andreas Schwester. Sie wagt nicht, die Behörden um Aufschub der Ausreise zu bitten, um diese nicht zu gefährden. An der Beerdigung kann sie daher nicht teilnehmen. Am 17. Juni, dem Nationalfeiertag der Bundesrepublik, dem Tag, an dem es 1953 den ersten größeren Volksaufstand in der DDR gegeben hatte, ist es soweit. Dietmars älterer Bruder fährt die Familie nach Leipzig zum Bahnhof, bepackt mit Koffern und Reisetasche, der elfjährige Sohn und die siebenjährige Tochter haben je einen Rucksack dabei. „Als würden wir drei Wochen in den Urlaub fahren“, sagt Dietmar. Die Tochter lassen sie auch in diesem Glauben, sie soll erst hinter der Grenze erfahren, dass es keine Rückfahrt gibt.

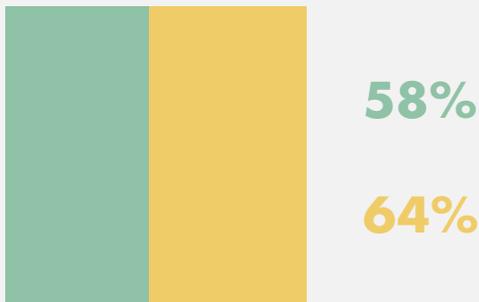
Am Grenzübergang Bebra stoppt der Zug. Drin ist es totenstill. Draußen sind die Stiefel von Soldaten zu hören, die am Gleis entlangstapfen. Hunde suchen unter den Waggons nach blinden Passagieren. Einer wird abgeführt. Als der Zug nach der Kontrolle der Dokumente schließlich über die Grenze rollt, bricht Andrea in Tränen aus. Die Anspannung entlädt sich. Bei einem Zwischenhalt in Kassel rufen sie ihre Familien an: Wir sind drüben!

Neustart

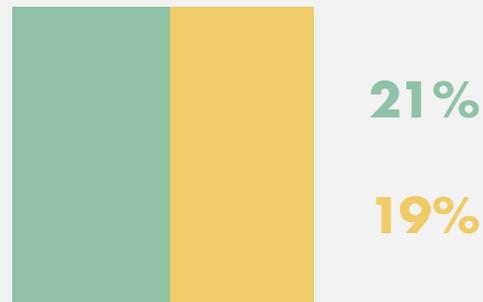
Zunächst geht es für sie weiter ins Erstaufnahmelaager nach Gießen. Am Eingang erhalten sie Beutel mit Wurst, Brot und Süßigkeiten – und Bettwäsche. Es ist so voll, dass sie zwei Doppelstockbetten auf dem Flur beziehen. „Es war unglaublich: Wa-

So denken Menschen in Ost- und Westdeutschland heute über die Wiedervereinigung

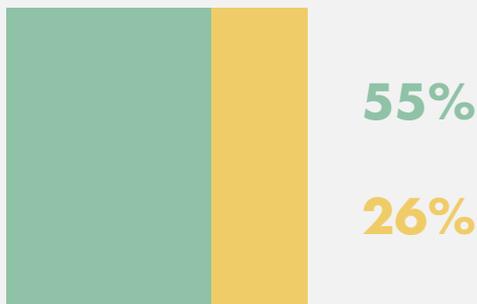
Zustimmung zur Aussage:
 „Die gesellschaftliche Zusammenhalt hat sich in den vergangenen 30 Jahren verschlechtert.“



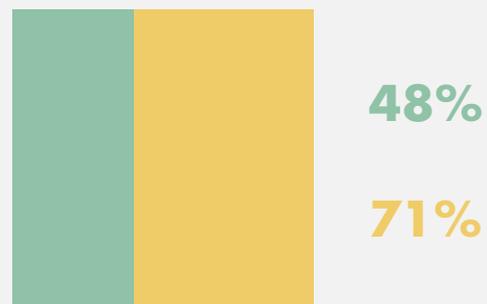
Zustimmung zur Aussage:
 „Die gesellschaftliche Zusammenhalt hat sich in den vergangenen 30 Jahren verbessert.“



Zustimmung zur Aussage:
 „Westdeutschland verdient mehr Anerkennung dafür, dass es die Wiedervereinigung finanziert hat“



Zustimmung zur Aussage:
 „Ostdeutsche verdienen mehr Anerkennung dafür, dass die Wende friedlich verlief.“



Zustimmung zur Aussage:
 „Ostdeutsche werden wie Bürger zweiter Klasse behandelt“



Westdeutschland
 Ostdeutschland

Quelle: Bertelsmann Stiftung, „30 Jahre deutsche Einheit. Gesellschaftlicher Zusammenhalt im vereinten Deutschland“, repräsentative Online-Befragung im Juni 2020 unter 1.581 Personen

rum kümmert sich ein Land um uns, zu dem wir nicht gehören?“, sagt Dietmar. Christen einer Gießener Freikirche laden in der Unterkunft für den nächsten Tag zum Gottesdienst in ihre Gemeinde ein. Dietmar und Andrea folgen dieser Einladung mit den Kindern. Nach dem Gottesdienst gibt es einen Imbiss in der „Cafeteria“ – ein Wort, das sie nur von einem früheren Besuch im Westen kennen.



Andrea und Dietmar Steinert verließen im Sommer 1989 die DDR. An den Mauerfall war da noch nicht zu denken.

Sie wissen, dass es hart wird, im neuen Land Fuß zu fassen. Aber sie wollen nicht zurückschauen. Die Reise geht weiter nach Süden über Rastatt nach Kressbronn an den Bodensee. Dort lebt die Familie für vier Monate in einer Flüchtlingsunterkunft, die vorher einmal ein Kinderheim war. Zu viert in einem Zimmer mit 15 Quadratmetern. Betten und Schränke müssen sie selbst aufstellen. Die Gemeinschaftsküche teilen sie sich mit zehn anderen Familien auf dem Flur. Andrea und Dietmar erfahren über den Kantor des Ortes von einer Stelle, die für ein Kantorenehepaar ausgeschrieben ist. Sie bewerben sich als einzige – und werden genommen.

Am 1. November 1989 ziehen sie nach Niefern-Öschelbronn bei Pforzheim. Dort sehen sie, wie gut eine Woche später die Mauer fällt. Wie so viele, mit Tränen in den Augen. Fünf Wochen später, am Zweiten Weihnachtsfeiertag, bekommen sie Besuch aus der Heimat.

Das Wunder weitererzählen

Außer an die Banane kann ich mich an diesen ersten West-Besuch nicht erinnern. Als ich im Sommer 2020 wieder einmal bei

ihnen war, fragte ich Dietmar und Andrea, wie sie drei Jahrzehnte später über die Wiedervereinigung denken. „Was hätte denn Besseres geschehen können?“, sagten sie. Ihnen ist bewusst, dass es für manche Menschen im Osten nach dem Ende der DDR auch sehr schwierig war, etwa wenn sie ihre Arbeit verloren hatten. Aber sie wünschen sich manchmal etwas mehr Dankbarkeit dafür, dass sich die Lebensbedingungen insgesamt doch deutlich verbessert haben. „Ich bin manchmal erstaunt, dass offenbar einige DDR-Bürger gedacht haben, im Westen geht es automatisch steil nach oben“, sagte mein Onkel. „Aber wir haben hier von vorn angefangen. Hier muss man genauso lernen und arbeiten und sich ein Leben aufbauen.“ Er vermutet, dass viele Menschen das nicht im Blick hatten, die 1989 riefen: „Wir sind ein Volk“. Sein Fazit: Freiheit und Demokratie gibt es nicht zum Nulltarif. Sie erfordern persönlichen Einsatz.

„Es war unglaublich: Warum kümmert sich ein Land um uns, zu dem wir nicht gehören?“

Ich selbst habe Deutschland nur als geeintes Land erlebt. Als Demokratie, als Rechtsstaat mit freiheitlichen Bürgerrechten. Darüber hinaus als ein Land mit höchstem Lebensstandard, als eines, das gute Beziehungen zu seinen Nachbarn pflegt und international nicht den schlechtesten Ruf hat. Dafür bin ich sehr dankbar. Ein Jubiläum wie der 30. Jahrestag der Wiedervereinigung erinnert daran, dass das nicht immer so war und dass es keineswegs selbstverständlich ist, was meine Generation als selbstverständlich kennengelernt hat. Dass Menschenhass, Ideologie und Größenwahn vorher zu einer weltweiten Katastrophe führten, auf die die Teilung erst folgte, deren friedlicher Überwindung wir dieses Jahr gedenken.

Die Bibel überliefert einen Hymnus, den Mose kurz vor seinem Tod dichtete. Darin ermahnt er das Volk der Israeliten: „Gedenke der vorigen Zeiten und hab acht auf die Jahre von Geschlecht zu Geschlecht. Frage deinen Vater, der wird dir's verkünden, deine Ältesten, die werden dir's sagen.“ (5. Mose 32,7). Daran haben sich die Menschen vor tausenden Jahren offenbar gehalten, denn später greifen Psalmbeter das auf: „Wir haben davon gehört, es ist uns bekannt. Schon unsere Eltern haben es weitererzählt. Wir halten es nicht geheim vor unseren Kindern. Wir erzählen davon der nächsten Generation: vom Ruhm des Herrn und seiner Macht, von seinen Wundern, die er getan hat.“ (Psalm 78,3–4). Die Wiedervereinigung unseres Landes – die ja nicht nur ein deutsches Ereignis war, sondern weltpolitische Bedeutung hatte – und die Art und Weise, wie sie verlaufen ist – friedlich – ist in meinen Augen auch ein Wunder. Diese biblische Mahnung sollten wir heute genauso ernst nehmen. Denn mit der Einheit ist uns weit mehr geschenkt als nur Bananen. ■

Markus Meckel, geboren 1952, ist evangelischer Pfarrer. Er initiierte mit dem Pfarrer Martin Gutzeit 1989 die Gründung der Sozialdemokratischen Partei in der DDR (SDP). Nach den freien Wahlen 1990 wurde er Außenminister der DDR und verhandelte die Deutsche Einheit mit. Nach der Wiedervereinigung saß er bis 2009 im Bundestag.

**„Die Einheit
ist ein Geschenk“**

Markus Meckel hat den Weg der Friedlichen Revolution in der DDR bis zur Wiedervereinigung in erster Reihe miterlebt und -gestaltet: als Pfarrer, Mitbegründer der Sozialdemokratie in der DDR und letzter Außenminister seines Landes. Er findet: Die Ostdeutschen könnten stolzer auf die Einheit sein. | **DIE FRAGEN STELLTE JONATHAN STEINERT**

pro: Ist der 3. Oktober für Sie persönlich ein Feiertag?

Markus Meckel: Das Datum ist es eher nicht – aber das Ereignis: Dass die deutsche Einheit möglich wurde, bezeichne ich als Glücksstunde der Deutschen im 20. Jahrhundert. Bis zu meinem 37. Lebensjahr habe ich nicht gedacht, dass ich jemals in einer Demokratie oder gar in einem geeinten deutschen Staat leben könnte. Und das mit der Akzeptanz unserer Nachbarn, heute sogar in gemeinsamen europäischen und transatlantischen Institutionen mit ihnen, obwohl wir ein knappes halbes Jahrhundert vorher Furchtbares über Europa gebracht haben.

Sie waren in der DDR Pfarrer. In Ihrem Buch schreiben Sie, Opposition war weniger eine feste Organisation als einfach ein Teil Ihres Lebens. Was bedeutet das?

Als Christ stand man automatisch in Distanz zum Staat. Allein deshalb, weil es zur Ideologie in der DDR und des Marxismus gehörte, atheistisch zu sein. Das bestimmte auch den Bildungsbetrieb. Jeder Schüler, der an Gott glaubte und zur Kirche ging, wurde in der Schule konfrontiert mit ideologischen Lehrinhalten, die als Wahrheit ausgegeben wurden und dem Glauben völlig entgegenstanden. Im Musikunterricht mussten wir kommunistische Lieder lernen oder auch solche, in denen der Glaube diskreditiert wurde. Wenn ich die nicht gelernt habe, bekam ich eben in Musik eine Vier. Wer zu seinem Glauben stand, erfuhr dadurch schon als Kind Ausgrenzung. So wuchs ich automatisch mit einer kritischen Grundhaltung zu diesem Herrschaftssystem und seinen Strukturen heran.

Im Oktober 1989 haben Sie die SDP, die erste sozialdemokratische Partei im Osten, mitinitiiert und -gegründet, zusammen mit Martin Gutzeit, ebenfalls Pfarrer. Sie betonen, dass Sie aus theologischen Gründen keine christliche Partei gründeten. Warum?

Zunächst war es uns wichtig, überhaupt eine Partei zu gründen. Vorher fand ja vieles Oppositionelle in der Kirche statt. Wir waren der Überzeugung, die Kirche kann nicht selbst die Organisation sein, die den politischen Prozess vorantreibt. Deshalb wollten wir keine politisierte Kirche in dem Sinne, dass sie selbst Akteur einer solchen Revolution wird. Mit einer „christlichen“ Partei, würde man den christlichen Glauben für die eigene politische Partei vereinnahmen. Konkrete Politik lässt sich nicht aus der Bibel ableiten. Innerhalb des demokratischen Spektrums kann ein Christ nach seinen politischen Überzeugungen in jeder Partei arbeiten.

Sie waren öfter auf Reisen, unter anderem in Rumänien und Ungarn, haben auch László Tőkés getroffen, der eine wichtige Rolle spielte beim Umsturz in Rumänien. Wie erging es den Kirchen in diesen anderen sozialistischen Ländern?

Sie standen oft noch viel stärker unter Druck als in der DDR. In Rumänien hing das unter anderem damit zusammen, dass das Regime versuchte, nationale Minderheiten – die lutherischen Siebenbürger Sachsen oder die katholischen und reformierten Ungarn – in ihren Existenzgrundlagen und ihrer Identität zu-

rückzudrängen. Das wirkte sich stark auf ihr kirchliches Leben aus.

Warum wurde die Kirche in der DDR anders behandelt?

In der DDR haben die Sowjets die Kirchen schon während der Besatzungszeit nicht so stark eingeschränkt, weil sie die Bekennende Kirche im Dritten Reich als Widerstand gegen Hitler anerkannten und viele Kirchenführer nach 1945 aus der Bekennenden Kirche kamen. Die Kirchen wurden nicht enteignet. Sie konnten ihre eigenen Ausbildungsstätten wieder eröffnen und christlichen Unterricht machen. In anderen kommunistischen Ländern war das ganz anders. Wir hatten dazu noch den Vorteil, dass wir institutionell bis 1969 mit den westlichen Landeskirchen in der EKD vereint waren und auch darüber hinaus diese Ost-West-Beziehungen pflegen konnten. Wir bekamen auch finanzielle Hilfe von den westlichen Kirchen. Kirche war in dieser Zeit oft ein Raum nicht nur geistiger, sondern auch konkreter Freiheit.

Die Revolution lief in der DDR friedlich ab, obwohl das Regime für eine Eskalation gerüstet war. Wie bewerten Sie die Rolle der Kirche dabei?

Die Kirche spielte eine wichtige Rolle dabei, dass die Revolution gewaltlos blieb. Auch im Vorhinein leistete sie schon einen wesentlichen Beitrag für die Veränderung. Sie war der einzige gesellschaftliche Ort, an dem es eine offene Debatte gab, und Räumlichkeiten, in denen man sich treffen konnte. Deshalb gab es in vielen oppositionellen Gruppen einen hohen Anteil von Christen, die sehr offen mit Nichtchristen zusammenarbeiteten. Die Kirchen in der DDR haben sich auch an dem internationalen ökumenischen konziliaren Prozess „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ beteiligt, den der Weltkirchenrat 1983 in Vancouver startete. Der führte dazu, dass wir in der zweiten Hälfte der 80er Jahre auch einen ökumenischen Diskussionsprozess hatten, der die DDR-Wirklichkeit sehr kritisch beleuchtete, vor allem zu Fragen der Umwelt und des Friedens. Viele Inhalte, die in der ökumenischen Versammlung 1989 beschlossen worden waren, fanden sich dann im Herbst wieder in den Programmen der neuen demokratischen Bewegungen.

Trotzdem haben die Kirchen nach dem Ende der DDR immer mehr an Anziehungskraft verloren. Woran lag das?

Schon während der ganzen DDR-Zeit wurden die Bindungs- und Berührungspunkte der breiten Bevölkerung mit Kirche immer geringer. Insofern war die atheistische Erziehung in der DDR, die Entchristlichung der Gesellschaft, in hohem Maße erfolgreich – was sich auch heute noch sehr deutlich niederschlägt.

Dass die Kirchen gerade während der friedlichen Revolution voll waren, hatte also vor allem politische Gründe?

Die Menschen vertrauten der Kirche. Aber wem man vertraut, zu dem muss man ja nicht unbedingt gehören. Nach 1990 hatte die Kirche in dieser politischen Funktion nach der Überzeugung vieler ihren Dienst getan und wurde in einer Demokratie für diesen Zweck für DDR-Bürger nicht mehr gebraucht.

Sie schreiben in Ihren Erinnerungen, dass wir nach drei Jahrzehnten deutscher Einheit noch keine gemeinsame Erzählung gefunden haben über das, was damals geschah. Wie können wir dahin kommen?

Sie sollte entstehen, indem viele Menschen ihre Geschichten und ihre Perspektiven darstellen. Wenn über die Wiedervereinigung gesprochen wird, ist oft die Rede von den Menschen in friedlichen Demonstrationen, vom Mauerfall und davon, dass danach Helmut Kohl die Einheit brachte. In meinen Augen ist die Geschichte anders gelaufen: In einer friedlichen Revolution ist das kommunistische System hinweggefegt worden. Am runden Tisch haben wir als Opposition friedlich in Verhandlungen mit dem SED-Regime die erste freie und demokratische Wahl 1990 vorbereitet. Und dann hatten wir eine frei gewählte Regierung, ein frei gewähltes Parlament, das die Verträge zur deut-

es würde die Vertrauensbasis für das geeinte Deutschland erhöhen.

In den Köpfen der Menschen hält sich vor allem im Osten ein Bild, dass die Ostdeutschen gegenüber den Westdeutschen benachteiligt seien. Wie bewerten Sie das heute?

Das sollten wir sehr ernst nehmen. Die Gründe dafür sind komplex, einiges hätte man anders machen können, anderes nicht. In jedem Fall war klar, dass ein solcher wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Transformationsprozess nicht leicht ist und viele Verlierer mit sich bringt. Gewiss hätte im Privatisierungsprozess der Treuhand manches anders laufen können. Insgesamt kann man vielleicht ein Defizit an Anerkennung ausmachen, etwa wenn man über die Einheit spricht und dabei den Westen zum Akteur und den Osten zum Objekt macht. Hier müssen wir, auch die Forschung, genauer hinschauen. Je offener wir

„Die atheistische Erziehung in der DDR war sehr erfolgreich.“

schen Einheit mit der Bundesrepublik und den Alliierten verhandelte. Dieser Weg war der aufrechte Gang der Ostdeutschen in die deutsche Einheit. Wenn die Ostdeutschen das selbst erkennen und sich als Akteur in diesem Prozess sehen würden, könnten sie viel stolzer darauf sein.

Ein halbes Jahr, nachdem Sie die SDP gegründet hatten, waren Sie als politischer Neuling und Quereinsteiger plötzlich Minister auf internationalem Parkett und mussten mit politischen Schwergewichten verhandeln. Wie war das für Sie?

Dieses Schicksal teilten wir in der DDR mit allen unseren Nachbarn im Osten. Václav Havel, der 1989 Präsident der Tschechoslowakei wurde, war kurz vorher aus dem Gefängnis gekommen – er war Schriftsteller und Dichter. Jiri Dienstbier, sein Außenminister, hatte als Heizer gearbeitet. Dass ich dann plötzlich mit den Großen dieser Welt an einem Tisch saß und da nicht nur Mäuschen spielte, sondern auch versuchte, eigene Positionen einzubringen, das forderte Selbstbewusstsein. Aber es war auch eine ständige Anspannung.

Wie haben Sie Kanzler Kohl und Ihren Amtskollegen, Außenminister Hans-Dietrich Genscher, erlebt?

Helmut Kohl zeigte unserer Regierung gegenüber eine deutliche Arroganz. Mir hat er nur einmal die Hand gegeben, als ich ihm begegnete, weil ich zufälligerweise mit Willy Brandt zusammenstand. Das war bei Hans-Dietrich Genscher völlig anders. Unmittelbar nach meiner Ernennung lud er mich zu sich nach Hause ein und wir sprachen ausführlich über die aktuelle Sachlage. Bis zu seinem Lebensende hatten wir ein Verhältnis von gegenseitiger Achtung und Wertschätzung. In der konkreten Situation, im Laufe des Juni 1990 war er allerdings verärgert, weil ich auch Forderungen stellte, die er nicht für klug hielt. Andererseits unterstützte er im Hintergrund mein intensives Eintreten für die Anerkennung der polnischen Westgrenze. Wir widersprachen auch der Formulierung von Helmut Kohl, die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie sei der „Preis der deutschen Einheit“. Nach unserer Überzeugung war diese Grenze das Ergebnis des Zweiten Weltkrieges, das wir schnell und bedingungslos anerkennen mussten. Das waren wir den Polen schuldig – und

über die Probleme sprechen, desto mehr werden die Menschen im Osten ein selbstbewusster Teil dieser Gesellschaft.

Im Zuge der Flüchtlingskrise 2015 haben vor allem in Ostdeutschland Menschen ihre Unzufriedenheit mit dem politischen System und den Medien zum Ausdruck gebracht. Auch der pauschale Vorwurf, die Ostdeutschen hätten die Demokratie noch nicht verstanden, war zu hören. Ist da was dran?

Hier teilen wir mit anderen postkommunistischen Ländern große Defizite in der Anerkennung der demokratischen Institutionen. Aber eine Grundskepsis gegenüber Parteien hat sich aus der DDR-Erfahrung sicher bei vielen durchgezogen: Der Staat, das waren immer die Kommunisten, und dem standen viele grundsätzlich skeptisch gegenüber. Es hat sich danach noch nicht ausreichend diese Grundhaltung ausgebildet, dass man die politischen Institutionen als Teil der eigenen Lebenswirklichkeit wahrnimmt, an denen man durch Wahlen mitwirkt; die Haltung, dass der Einzelne Gesellschaft verantwortlich mitgestaltet. Es gehört vieles an politischer Bildung dazu, Akzeptanz für die Demokratie zu stärken. Die Politik muss die Menschen mitnehmen, sich erklären.

Wenn Sie jetzt, nach 30 Jahren Wiedervereinigung, auf Deutschland schauen, wie geht es Ihnen damit?

Wir können wirklich froh sein, dass dies alles so friedlich vonstatten gegangen ist. Wenn wir uns in der Welt umschaun, dann haben wir als Deutsche ja doch großes Glück gehabt. Es ist ein Geschenk, dass die deutsche Einheit gelungen ist, dass wir in einer Demokratie leben, dass wir uns unter einem Grundgesetz vereinigt haben, das auf zentralen Grundsätzen ruht, die wir auch theologisch als Christen akzeptieren können; dass wir hier eine Basis haben für unser kirchliches Leben in dieser Gesellschaft, dass wir sie als Christen mitverantworten können, dass uns der Raum eingeräumt wird, unsere Botschaft in die Öffentlichkeit zu geben und uns auch international mit anderen zu verbinden, die auch aus diesem Glauben heraus leben. Dafür bin ich zutiefst dankbar.

Vielen Dank für das Gespräch! ■■

Treten Sie ab, Herr Diktator!

Alexander Lukaschenko fälscht mitten in Europa eine Wahl und lässt sein protestierendes Volk brutal niederprügeln. Demokratie, Menschenrechte und das christliche Erbe werden schwer missachtet. Wir Europäer sollten uns das nicht bieten lassen. Ein offener Brief nach Minsk | **VON WOLFRAM WEIMER**

Sehr unverehrter Herr Lukaschenko, wer es freundlich mit Ihnen meint, spricht Sie als Präsident an. Wer milde ist, nennt Sie Autokrat. In Wahrheit sind Sie ein Unterdrücker und Folterknecht. Seit 1994 regieren Sie in Belarus und jedes Jahr davon war schon eines zu viel. Wie ein übrig gebliebener, letzter Sowjet-General aus der bleiernen Zeit des Sozialismus treten Sie die Freiheit Ihrer Mitbürger bis heute mit Militärstiefeln nieder. Sie erniedrigen Ihr Land, die Demokratie, die Bevölkerung. Seit Jahren missachten Sie Meinungsfreiheit, lassen Oppositionelle willkürlich verhaften, Journalisten mundtot machen. Manche Ihrer Kritiker sind spurlos verschwunden in Ihren Folterkellern. Sie verbreiten ein Klima der Angst und Gewalt. Menschenrechte halten Sie offenbar für eine freche Mode des Westens.

Wahlen sollten frei und fair ausgetragen werden, Macht sollte geteilt sein, Regierungen sollten wechseln, Meinungen sollten frei geäußert werden dürfen, Menschenrechte gelten für alle und immer, es darf keine politischen Gefangenen geben, Menschen dürfen in Gefängnissen nicht gefoltert werden: Jeder dieser Sätze ist für Sie eine Provokation. Für uns Europäer sind sie eine heilige Selbstverständlichkeit. Minsk ist so nahe an Berlin wie Paris, viel näher als Rom, Athen oder Madrid. Sie foltern direkt in unserer Nachbarschaft.

Lernen von Chagall

Wir wollen, dass das aufhört. Wir haben die Hitlers und Stalins, die Francos und Mussolinis, die Honeckers, Titos und Ceausescus überwunden. Wir werden auch Sie in die dunkle Seite unserer Geschichtsbücher schicken.

Sie verraten eine christlich-humanitäre Tradition. In Ihrem Land gibt es 1.159 orthodoxe Kirchen, über 180 Kirchen befinden sich momentan im Bau. Vielleicht kehren Sie dort einmal in sich und denken darüber nach, was Nächstenliebe bedeutet. Oder schauen Sie sich bei Gelegenheit ein Gemälde von Marc Chagall an, sein Geburtsort liegt nur wenige Kilometer neben Ihrem. Schauen Sie auf die Farben, die Menschenfreundlichkeit, die Ehrfurcht und Würde in den Bildern. Er ist der vielleicht größte Künstler, den Ihr Land hervorgebracht hat. Chagall hat seine Erfahrungen mit Kommunisten und Nationalsozialisten gemacht. Er kam zur Erkenntnis, dass in der Kunst wie im Leben oder in der Politik nichts gut wird, was auf Angst und Hass gegründet ist. Sie könnten das von ihm lernen.

Treten Sie ab, Herr Diktator. Sie sind nur noch ein flackerndes Licht Ihrer selbst verbreiteten Angst. ■

Seit Anfang August demonstrieren Belarussen gegen Alexander Lukaschenko



Foto: Markus Hurek

Dr. Wolfram Weimer, geboren 1964, ist Verleger, mehrfach ausgezeichnete Publizist und einer der wichtigsten Kommentatoren des Zeitgeschehens. In seinem Verlag Weimer Media Group erscheinen zahlreiche Wirtschaftsmedien.

Foto: Jana Shnipelson



Drei Jahrzehnte nach dem Ende der kommunistischen Diktatur leben viele Menschen in Rumänien in materieller Not: Laut Eurostat war 2018 ein Drittel der Bevölkerung von Armut oder sozialer Ausgrenzung bedroht.

Der Aufstand begann in einer Kirche

Rumänien ist bis heute ein tief religiös geprägtes Land. Christliches Leben ebnete in dort vor drei Jahrzehnten den Weg aus der kommunistischen Diktatur in die Freiheit. Doch der Umbruch forderte zahlreiche Tote. | VON BENEDIKT VALLENDAR

Bis heute sind die Rumänen ein tief religiöses Volk; vielleicht sogar das religiöseste in ganz Europa, noch vor den Polen, Franzosen und den katholisch geprägten Iren. 95 Prozent aller Einwohner Rumäniens bekennen sich laut einer Erhebung von 2011, die an der Universität Regensburg ausgewertet wurde, zu einer christlichen Kirche. Was auffällt: Rumänien ist geradezu übersät mit Kirchen, Klöstern und christlich-orthodoxen Pilgerstätten. Und was noch weniger bekannt ist: Die tiefe Verwurzelung im christlichen Glauben bildete in den 1980er Jahren den entscheidenden Nährboden, um dem in der Bevölkerung so verhassten Kommunismus den Garaus zu machen. „Es war nicht zuletzt der zivile Ungehorsam vieler Christen und de-

ren gute Organisiertheit in Pfarreien und familiären Zirkeln, die den kommunistischen Apparat erodieren und am Ende ins Leere laufen ließen“, sagt Matthias Wanitschke, Theologe und Historiker aus Erfurt.

Doch diesen Umstand ignorierten die damals Mächtigen beharrlich: Das Diktatorenehepaar Nicolae und Elena Ceaușescu hätte wohl noch einige Jahre leben können. Wären sie nicht fünf Tage vor ihrer Hinrichtung am 25. Dezember 1989 von einem Staatsbesuch im Iran nach Rumänien zurückgekehrt. Dort brodelte es bereits, nachdem Sicherheitskräfte in Timișoara an der Grenze zu Ungarn bei einer Kundgebung von Regimegegnern in die Menge geschossen hatten, mit am Ende mehreren Dutzend Toten.



Der Aufstand begann in einer Kirche. Auslöser war der Widerstand der reformierten ungarischen Gemeinde gegen die Zwangsversetzung ihres Pfarrers László Tókécs gewesen, gegen die seit dem 14. Dezember 1989 Mahnwachen liefen. Der Aufstand von Timișoara war der Funke, der zum Flächenbrand führte und eine Ereigniskette in Gang setzte, die den Rumänen, nach einigen Stolpersteinen, bis zum Herbst 1990 die lang ersehnte Freiheit bescherte.

Fragwürdiges Erbe

Und doch gibt es Zweifel. „Es ist eine relative Freiheit“, sagt Philipp Rasche (39), der seit mehr als zehn Jahren in Rumänien lebt und sich mit seiner Ehefrau in der Nähe von Sibiu um bedürftige Romakinder kümmert. „Ich würde sogar sagen, dass die Revolution vielen Menschen überhaupt nichts gebracht hat, da hier alles so ist wie vorher“, sagt der gebürtige Sachsen-Anhalter und vierfache Vater. Als Streetworker sieht Rasche täglich das Elend in den Romasiedlungen,



Fotos: B. Vallendar



Rumänien

Hauptstadt Bukarest

Einwohner ca. 19,3 Millionen

Fläche 238.391 km²

– das sind fast genau zwei Drittel
der Fläche Deutschlands

wo Menschen ohne Strom und Wasser in verdreckten Hütten vor sich hinvegetieren. Das Problem: Damals wie heute sind die rumänischen Roma nur Zuschauer bei allem, was in ihrem Land geschieht.

Doch 1990, nach dem Sturz der Diktatur, war die Euphorie groß. In blutigen Kämpfen mit mehr als tausend Toten hatten Bürger die Diktatur in ihrem Land beendet. In den Jahren der Unterdrückung war es den Funktionären nicht gelungen, den Rumänen ihren christlichen Glauben zu rauben, anders als in der früheren DDR, wo Christen heute als Minderheit leben.

Bis heute debattieren Experten darüber, ob die rumänische Revolution von 1989/90 ein Volksaufstand oder eine vom Geheimdienst angezettelte Revolte gegen die Machthaber gewesen ist. „Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte“, sagte der 2014 verstorbene Historiker Hagen Schulze von der FU Berlin schon zu Beginn der neunziger Jahre. Unbestritten war die Unzufriedenheit im Land am Vorabend der Revolution groß, und das nicht nur in der normalen Bevölkerung, sondern auch

im Sicherheitsapparat, dessen mittlere und untere Chargen die Mangelsituation auch immer mehr zu spüren bekommen hatten. Von fehlendem Heizmaterial über Stromsperrern bis hin zu leeren Ladentheken, gleichwohl die staatlich gelenkten Medien Rumäniens täglich das Gegenteil behaupteten und Ceaușescu als selbst ernannter „Conducator“ noch Anfang 1989 den „Import von zweitausend Rindern“ angekündigt hatte, um die Versorgungskrise zu lindern. In seinen Privaträumen fanden sich später die buchstäblichen Wasserhähne aus Gold, derweil sich Frau Elena, eine gelernte Textilfacharbeiterin, mit einem geschenkten Dokortitel in Chemie geschmückt hatte. Zudem fanden sich bei Hausdurchsuchungen Fotos der Familie Ceaușescu vor einem geschmückten Weihnachtsbaum, derweil den Heiligen Abend zu feiern den Rumänen streng verboten war. Die Karriere der Ceaușescus endete kläglich auf einem Gemüseacker, wo sie ein Hubschrauber abgesetzt hatte, bevor sie von übergelaufenen Militärs verhaftet wurden.

Die Rolle der Kirche

Damals wie heute war es in Rumänien vor allem die evangelische Kirche, die dank ihrer Auslandsverbindungen so manche Not lindern konnte. „Teilweise bauten die Leute auf Kirchengelände ihr eigenes Gemüse an, um über die Runden zu kommen“, erinnert sich die Exilrumänin Flavia Bota, geboren 1977, die heute als Marketingleiterin in Köln arbeitet. Die Kirche, gleich welcher Konfession, war und ist in Rumänien bis heute der glaubwürdigste Anker, an den sich die Menschen in dem geschundenen Land klammern. Auch wochentags gehen junge Leute in die Kirche, zum Gebet, Innehalten oder einfach nur, um eine Kerze anzuzünden. Bezeichnendes erlebte auch der Sozialarbeiter Gerhard Schönborn (59), der in seinem Café Neustart e.V. auf der Kurfürstenstraße in Berlin seit Jahren rumänische Prostituierte betreut. Immer wieder komme es vor, dass junge Rumäninnen, die ihren Körper feilboten, darum bitten, mit ihnen zu beten, sagt Schönborn. Das sei kein Widerspruch zu ihrem Tun, sondern



Anders als im postkommunistischen Ostdeutschland sind die Menschen in Rumänien bis heute tief religiös. Die meisten gehören der rumänisch-orthodoxen Kirche an, hier die Kathedrale in Sibiu/Hermannstadt.



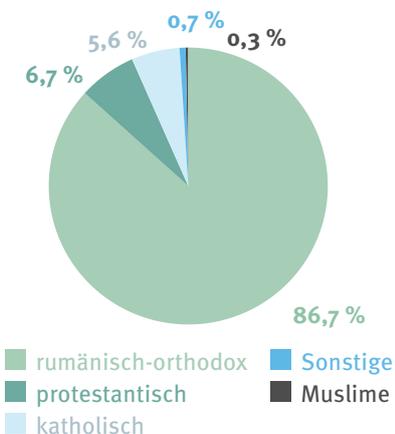
Bundesarchiv, Bild 183-1988-1117-026 / Rainer Mittelstadt

1988 erhielt Rumäniens Diktator Nicolae Ceaușescu (li.) von DDR-Staatschef Erich Honecker den Karl-Marx-Orden. Im Jahr darauf feierten sie zusammen den 40. Jahrestag der DDR. Wenige Wochen später waren die sozialistischen Regimes in beiden Ländern Geschichte.

Foto: B. Vallendar

Religion

Eine Studie des rumänischen Ablegers der Friedrich-Ebert-Stiftung ergab 2018, dass 95 Prozent der Rumänen an Gott glauben (Werte in der Grafik laut Zensus von 2011).



Rumänien ist seit 2007 Mitglied in der EU, jedoch nicht in der Währungsunion. Neben Kroatien und Bulgarien hat es den niedrigsten Lebensstandard der EU-Länder.

resultiere aus einem tief sitzenden Bedürfnis nach Religiosität. Ein Bedürfnis, das zeige, dass Glaube und amtskirchliche Moralvorstellungen eben oft doch zwei Paar Schuhe seien; auch wenn vor allem die katholische Kirche gern das Gegenteil behauptete. Schließlich habe sich auch Jesus Prostituiertes angenommen

und ihnen seine Wertschätzung gezeigt, sagt Schönborn.

Abschiedsfeier in Ost-Berlin

In Rumänien ging das Töten Ende Dezember 1989 nach dem Sturz der Ceaușescus unbeirrt weiter. Die rumänische Revolution war die mit Abstand blutigste in ganz Osteuropa. Viele von denen, die den Mut aufgebracht hatten, ihr Land von der Tyrannei zu befreien, starben später im Kugelhagel, ohne dass die Fronten immer eindeutig waren, was typisch ist für jeden Bürgerkrieg.

Doch warum verlief die Wende nicht so friedlich und fast geordnet ab wie in der DDR, wo Erich und Margot Honecker ein ähnliches Schicksal wie das der Ceaușescus erspart blieb? „Wohl auch, weil die Not hier 1989 nicht so groß wie in Rumänien war“, sagt Historiker Wagnitschke. Am 7. Oktober 1989 hatten die Honeckers und ihr rumänischer Kollege noch zusammen im Ostberliner Palast der Republik gefeiert. Im Nachhinein entpuppte sich diese Feier als Abschiedsparty. Und 30 Jahre danach ist weiter unklar, was wirklich in Rumänien geschehen ist. Eine der deutschen Stasiunterlagenbehörde vergleichbare Einrichtung gibt es dort erst seit 1999. Das Land, das seit 2007 Mitglied der Europäischen Union ist, hat die Verantwortlichen noch immer nicht identifiziert oder gar zur Rechenschaft gezogen.

Trotz zahlreicher Gemeinsamkeiten mit den Umbrüchen in anderen Ostblockstaaten weist die rumänische Revolution einige Besonderheiten auf. Am 22. Dezember 1989 gab es dort keine „Wende“, sondern einen Staatsstreich, im Zuge dessen das Diktatorenehepaar Ceaușescu nach kurzem Prozess in einer Kaserne ein blutiges Ende fand.

Immerhin: Im Gegensatz zu anderen Ostblockstaaten war Rumänien am Abend der Revolution schuldenfrei, was die Bevölkerung jedoch mit hohen Entbehrungen bezahlte. Rund 18 Milliarden US-Dollar hatte Rumänien noch im April 1989 an seine Gläubiger überwiesen. Bis das Fass wenige Tage vor Heiligabend 1989 überlief. Nicht wenige Historiker vertreten daher die These, dass sich hinter der vermeintlichen Revolutionsfront in Wirklichkeit Militärs und Geheimdienstleute verbargen, die die Ceaușescus ermorden ließen, um sich an die Macht zu putschen; und bis heute im Hintergrund die Geschicke des als korrupt geltenden Landes bestimmen. ■

Dr. Benedikt Vallendar, geboren 1969, arbeitet als freier Publizist und ist Berichterstatter der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM) in Frankfurt am Main. 2004 promovierte er an der FU Berlin im Fach Neuere Geschichte.

Leserreaktionen



pro-Lesertelefon
(0 64 41) 5 66 77 77

zu „Wie verantwortlich sind Schulden zur Bewältigung der Corona-Krise?“

Der Essay erläutert das Corona-Hilfspaket der Bundesregierung und ordnet es aus wirtschaftsethischer Perspektive ein.

Bei der ausführlichen und gut verständlichen Darstellung fehlte mir doch etwas der ethische Aspekt, den ich bei beiden Autoren eigentlich erwartet habe. So wird das zeitweise Absenken der Mehrwertsteuer als Konsumanreiz dargestellt – wie es sicher auch beabsichtigt ist. Kein Wort allerdings dazu, ob nicht die Krise auch ein Anlass dazu sein könnte, über die Sinnhaftigkeit grenzenlosen Konsums auch mal kritisch nachzudenken. Die Frage, ob die Krise nicht eine Chance zur Abkehr von schädlichem, weil maßlosem Wirtschaften sein kann, wird nicht erwähnt. Nicht nur mir drängt sich eine kritische Beurteilung der Ausbeutung und Überlastung der Schöpfung auf. Als christlich motivierten ethischen Vermerk habe ich den „Seitenhieb“ auf die Frauen empfunden, die sich – aus

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung.

Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Redakteur Johannes



Blöcher-Weil.

Christliches Medienmagazin pro
Charlotte-Bamberg-Straße 2
35578 Wetzlar
leserbriefe@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 5 66 77 77
Telefax: (0 64 41) 5 66 77 33

welchen Motiven auch immer – für eine Abtreibung entscheiden. Daraus die Gefahr einer „massiven demographischen Schiefelage“ abzuleiten, halte ich für eine bedauerliche Engführung. Jeder Mensch ist von Gott gewollt und gleich geschaffen und geliebt – wenn in einer Region weniger junge Menschen aufwachsen, könnte sich bei etwas mehr Weitherzigkeit in Sachen verantwortlicher Migrationssteuerung dies problemlos ausgleichen. Auch da erhoffe ich mir von Lehrern christlicher Ethik anderes als eine national verengte Sicht.

Die Corona-Krise ist eine Chance und auch ein Weckruf zur Umkehr von falschen Wegen und falschen Einstellungen. Auch wirtschaftlich sollte und wird es keine Rückkehr zu den Strukturen und Zielen von vor der Krise geben.

Björn Heymer

Der Schluss-Satz „Nicht in der Verschuldung wird ein ethisches Problem liegen, eher bei der Umsetzung einer verantwortlichen Verwendung“ stellt die Artikel-Fragestellung m. E. auf den Kopf. Schulden gehen in der Regel zu Lasten kommender Generationen und müssen zurückgezahlt werden. Die Geldflut der EZB – verbunden mit ihrer anhaltenden Niedrigzinspolitik – führt zu nachhaltigen Verwerfungen. Staatshaushalte wie auch Private gewöhnen sich an das „süße Gift“ Niedrigzinsen. Sparer müssen seit Jahren reale Kapital-Minderungen hinnehmen. Darüber hinaus müssen z. B. gesetzliche Rentenkassen sogar erhebliche Beträge an Negativ-Zinsen aufwenden. Diese Folgen werden leider auch hier nicht in „wirtschaftsethischer Überlegungen“ einbezogen. Schade.

Horst Menzi

zu „Unter dem Himmel Wuppertals gehören Christen zusammen“

Reportage über einen Stadtrundgang zur städtischen Kirchengeschichte Wuppertals

Ich bedanke mich herzlich für den Artikel über Wuppertals Kirchen und Ge-

meinden. Als gebürtiger Berliner lebe ich seit mehr als 30 Jahren in Wuppertal und habe auch diese besondere Seite der Stadt kennen und schätzen gelernt. Als der NRW-Tag 2008 in Wuppertal stattfand, konnte man ein hohes Gebäude der Stadtparkasse besuchen. Von dort oben hatte man einen sehr schönen Ausblick über die Stadt. Da fiel mir erstmalig auf, welcher Reichtum in dieser Stadt durch die vielen Kirchen vorhanden ist. Wuppertal erschließt sich nicht auf den ersten Blick, aber wenn man sich etwas mehr Zeit nimmt, dann kann man den bunten Mix an Kirchen und Gemeinden entdecken. Nicht zuletzt kann man sich auf die Spuren der Barmer Erklärung und auf die Spuren des christlichen Politikers Johannes Rau machen.

Andreas Roth

zu „Einig in der Uneinigkeit“

Der Beitrag berichtet über die Debatte, die ein Buch des Psychiaters Martin Grabe ausgelöst hat. Er wirbt für mehr Akzeptanz von Homosexuellen in Gemeinden.

In der Tat ist die Thematik „Homosexualität“ – ich spreche lieber von Schwulen und Lesben – in christlichen Kreisen nach wie vor intensiv diskutiert. Ich frage mich, warum. Circa fünf bis zehn Prozent aller Menschen sind eindeutig lesbisch beziehungsweise schwul. Haben heterosexuelle Menschen das Recht, deren Veranlagung abzuwerten – wie auch immer dies geschehen mag? Gehen von Schwulen und Lesben Bedrohungen aus, wie sie in den „einschlägigen“ Bibelstellen ebenso zitiert werden?

Johannes Wurster

Herr Grabe mag ein guter Psychiater sein, aber er scheint Gottes Wort nicht zu kennen. Gottes Wort ist unveränderlich, sonst können wir unseren ganzen Glauben über Bord werfen. Wenn man anfängt an der Bibel herumzustoßen, zieht man dem Glauben den Boden unter den Füßen weg und stellt sich über Gott.

Gesine Schwaneberg

WIE FEUER UND WASSER

Im US-Präsidentenwahlkampf treten zwei Kandidaten gegeneinander an, die außer ihrem hohen Alter wenig gemein haben. Beide buhlen auch um die Gunst gläubiger Menschen, ohne die in den USA keine Wahl zu gewinnen ist. Wie stehen ihre Chancen bei den Frommen? | VON NICOLAI FRANZ

Der Herausforderer Joe Biden



Glaube: Joe Biden spricht häufig öffentlich über seinen Glauben, wenn auch in ganz anderer Weise als Donald Trump. Im Laufe seiner langen Karriere – Biden ist 77 – hat er mehrere Schicksalsschläge erlitten. Seine erste Frau starb, auch sein Sohn Beau kam vor Jahren ums Leben. An seiner Hand trägt der Katholik Biden bis heute einen Rosenkranz, der seinem Sohn gehörte. Der ehemalige Vizepräsident von Barack Obama wurde katholisch erzogen und von Nonnen unterrichtet. Als Triebfeder für seine Einstellung in sozialpolitischen Fragen hat Biden Ende 2019 einen Vers aus dem Matthäusevangelium genannt: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ Im August griff Trump Biden an, dieser wolle „die Bibel verletzen, Gott verletzen“ und sprach ihm den Glauben ab. Biden reagierte auf die Attacke mit einem Text, in dem er diese als schändlich geißelte und ein Bekenntnis zu seinem Glauben abgab. Schwierigkeiten bekam der Politiker allerdings im Oktober 2019, als ein Priester ihm die Kommunion verweigerte. Der Grund: Seine liberale Haltung zur Abtreibung.

Vize-Kandidatin: Kamala Harris ging als Kind und Jugendliche in eine Baptisten-gemeinde im kalifornischen Oakland. Sie sang dort im Chor – und besuchte mit ihrer aus Indien stammenden Mutter auch einen Hindu-Tempel. Religiöse Bezüge finden sich bei Harris vor allem, wenn es um soziale Gerechtigkeit geht. Im Vorwahlkampf, in dem sie gegen Joe Biden antrat, nahm sie immer wieder Bezug auf das Vorbild des barmherzigen Samariters.

Unterstützung durch Christen: Es ist zweifelhaft, ob das Gespann aus Biden und Harris eine nennenswerte Zahl an Evangelikalen für sich gewinnen kann. Vor allem Harris gilt in konservativen christlichen Kreisen als absolute Reizfigur. In ihrer Karriere hatte sie sich immer wieder für ein Recht auf Abtreibung eingesetzt. Abgesehen davon könnte für evangelikale Wähler allerdings ein wichtiger Trump-Trumpf weggefallen sein: Die Ernennung von mehreren Richtern am Supreme Court. Trump hat dafür gesorgt, dass das Verfassungsgericht über Jahrzehnte von Konservativen dominiert werden könnte. Mit diesem Versprechen kann er also nicht mehr in den Wahlkampf ziehen. Es ist daher denkbar, dass moderate Evangelikale, vergleichbar mit ihren europäischen Geschwistern, sich angesichts der Eskapaden Trumps doch für Biden entscheiden. Wochen vor der Wahl gilt jedoch: Zwar hat Biden einen Vorsprung, doch noch ist alles offen.



Der Amtsinhaber Donald Trump

Glaube: Der 74-jährige Amtsinhaber weiß, wie sehr er auf die Stimmen der Evangelikalen angewiesen ist – und nutzt dafür oft die ganz große Geste. So posierte Trump während der Black-Lives-Matter-Proteste mit einer Bibel in der Hand, was auf harte Kritik stieß. Er umgibt sich regelmäßig mit Pastoren, darunter auch Wohlstandsevangelisten wie Paula White. Wie es mit Trumps persönlichem Glauben aussieht, ist schwer zu sagen. Er lässt gern für sich beten und zeigt das ebenso gern öffentlich. Mehrfach betonte er allerdings, Gott nie um Vergebung gebeten zu haben. „Ich mache nicht viele Dinge, die schlecht sind.“ Mit Trumps Bibelfestigkeit ist es offenbar nicht weit her. Anfang 2016 sprach er in der renommierten evangelikalen Liberty Universität und zitierte einen Vers aus dem Zweiten Korintherbrief, sprach aber wiederholt von „Two Corinthians“ anstelle von „Second Corinthians“, vermutlich weil im Manuskript wie üblich „2 Corinthians“ stand. Als Trump Ende August nach seiner Lieblingsbibelstelle gefragt wurde, wollte – oder konnte? – er darauf nicht antworten. Dies sei zu persönlich. Trotzdem bezeichnet Trump die Bibel als sein „Lieblingsbuch“.



Vize-Kandidat: Mike Pence ist die Schlüsselfigur an der Seite des Präsidenten. Zwischen Pence und Trump passt zumindest nach außen hin kein Blatt Papier. Anders als die vielen Berater, die Trump in seiner Amtszeit verschlissen hat, vollzog Pence seine Aufgabe geräuschlos und völlig loyal. Pence machte in jungen Jahren zwei Bekerungen durch: Ursprünglich war er Demokrat und Katholik, bis er im College zum „wiedergeborenen“, also evangelikalen Christen und Republikaner wurde. Der Vizepräsident gilt als wichtigstes Bindeglied zwischen dem Präsidenten und den konservativen Christen.

Unterstützung durch Christen: Etwa 80 Prozent der weißen Evangelikalen haben vor vier Jahren Trump gewählt. Wer dachte, dass dessen erste Amtszeit oder die Pandemie etwas grundlegend daran ändern würde, scheint sich geirrt zu haben. Trotz vieler verbaler Ausfälle und dem Missmanagement der Corona-Krise gab die große evangelikale Mehrheit Wochen vor der Wahl an, für Trump zu stimmen, auch wenn es Verstimmungen gibt. Zentrales Thema ist für die Evangelikalen die Haltung zur Abtreibung: Trump unterstützt Lebensschützer und bekämpft Organisationen wie Planned Parenthood, die Abtreibungen durchführen. Aufgrund von Trumps harter Haltung in dieser Frage dürften erneut wieder viele Christen für ihn stimmen – manche mit Zähneknirschen, andere aus voller Überzeugung. ■

A portrait of Alena Wessling, a woman with shoulder-length wavy blonde hair, smiling warmly. She is wearing a light blue blazer over a teal top. Her arms are crossed, and she is standing outdoors with a blurred background of buildings and trees. The lighting is soft, suggesting late afternoon or early morning.

Alena Wessling ist selbstständige
Texterin und Inhaberin der Firma
„Wortblick“. Außerdem ist sie
Vorstandsmitglied bei „faktor c“,
früher „Christen in der Wirtschaft“.

**MIT LIEBE
ZUM
WORT**

Alena Wessling liebt gute Geschichten. Sie arbeitete für „Notruf Hafenkante“ in der Drehbuchentwicklung und war Redakteurin bei „Morden im Norden“. Heute ist sie freischaffende Texterin. Die Bibel ist für sie nicht nur als Sprach-Liebhaberin ein großer Schatz. | **VON SWANHILD ZACHARIAS**

Wenn Alena Wessling Serien oder Filme schaut, kann sie den Blick des Profis nicht ablegen. Sie achtet auf die Dramaturgie. Und sie wird „kribbelig“, wenn die Hauptfigur zu passiv erscheint oder man als Zuschauer nicht nachvollziehen kann, warum sich der Charakter auf die eine oder andere Weise entscheidet.

Wessling studierte Germanistik und Medienwissenschaften. Die Hamburgerin arbeitete in der Drehbuchentwicklung der ZDF-Serie „Notruf Hafenkante“ und war Redakteurin bei „Morden im Norden“. Auch am „Großstadtrevier“ war sie beteiligt. Beim eintausendsten „Tatort“ durfte sie ihre Anmerkungen in das Drehbuch schreiben. Auslöser für ihre Karriere war ein Praktikum nach dem Abitur am Set des Sat.1-Films „Auch Lügen will gelernt sein“. Das begeisterte sie so sehr, dass sie von da an wusste: Die Medienbranche ist das Ziel. Nach ihrem Studium arbeitete sie ein halbes Jahr lang in der Serienredaktion des NDR. Dann entschied sie sich zur Selbstständigkeit mit ihrer Firma „Wortblick“. Ihre Aufgaben sind vielfältig, aber bei allen gehe es darum, „Geschichten zu erzählen“. Ob bei Texten für die IT-Firma oder die Unternehmensberatung: „Ich nutze die Kraft vom Storytelling, um die Botschaft meiner Kunden rüberzubringen.“ Wessling ist weiterhin als Lektorin für Drehbücher tätig und ist Social-Media-Redakteurin bei „Joyce Meyer Ministries“, der christlichen Organisation der gleichnamigen amerikanischen Bibellehrerin. Der christliche Glaube gehört schon immer zu Wesslings Leben. Aufgewachsen in der Landeskirche, der Marktkirche Poppenbüttel, entdeckte sie im Teenageralter auch die freikirchliche Szene für sich und sagt heute: „Ich kenne und schätze beides.“

„Die Bibel ist ein Schatz an rhetorischen Mitteln.“

Sie ist zielstrebig, das zeigt ihre berufliche Karriere. Schon als Kind synchronisierte sie Episoden einiger Serien. Dass sie später daran anknüpfte, wirkt wie eine logische Fortsetzung. Ehrenamtlich ist die 30-Jährige seit 2019 im Vorstand bei „faktor c“, früher „Christen in der Wirtschaft“, aktiv. Dass Christen in der Wirtschaft eine starke Stimme entwickeln, sieht Wessling als „unsere elementare Aufgabe“. Schon in der Bibel steckten viele Anregungen zum Unternehmertum. „Wie können wir als Christen in der Gesellschaft relevanter werden? Wie können wir Werte aus der Bibel zeitgemäß kommunizieren?“ sind Fragen, die sie beschäftigen.

Wie das in Filmen gelingen kann, ist in ihren Augen auch abhängig von kulturellen Vorstellungen: Bei christlichen Streifen aus den USA sei oft die kulturelle Hürde zu groß für Zuschauer hierzulande. Diese Filme seien zu „amerikanisch“ und zu emotional aufgebaut für die nordeuropäische Kultur, sagt Wessling.

Die meistens stattfindende Bekehrung der Hauptfigur sei für die Menschen oft nicht nachvollziehbar, weil eine gute Hintergrundgeschichte fehle. „Als Deutsche sind wir verkopfter“, erklärt Wessling. Für das hiesige Publikum hätte ein christlicher Film, der auch ehrliche Zweifel thematisiert, größeren Erfolg, vermutet sie. Die dänische Serie „Die Wege des Herrn“, die auch in Deutschland auf Arte lief, beschäftigte sich zum Beispiel mit Kirchenkritik und einem zweifelnden Pastor. So etwas sei für viele deutsche TV-Zuschauer eher geeignet, um den Glauben im Fernsehen zu thematisieren.

In ihrer Tätigkeit bei den Krimi-Vorabendserien hat Wessling immer wieder festgestellt, dass der Krimi das beliebteste Format im deutschen Fernsehen ist. Das liege daran, dass die Verhältnisse von Anfang an klar abgesteckt seien. Es gehe immer um den Kampf zwischen Gut und Böse. Als Zuschauer könne man sich mit dem guten Ermittler identifizieren. Man fiebere mit, könne miträtseln und freue sich am Ende, wenn man Recht behalte – oder werde überrascht von einer neuen Wendung. Auch das Gerechtigkeitsempfinden spiele bei Krimis eine große Rolle. Die Medienwissenschaft betrachte Krimis als einen „kulturellen Speicher“. An der historischen Entwicklung von Ermittlerfiguren lasse sich ablesen, welche Werte gerade die Gesellschaft prägten. Begrüßen würde sie es, wenn es auch einmal eine christliche Ermittlerfigur gäbe.

Hierzulande nicht gut laufen würden biblische Telenovelas, wie sie gerade in Lateinamerika beliebt seien. Also gefühlvolle, romantische Serien, die zu biblischen Zeiten spielen. Auch die seien kulturell zu weit entfernt vom europäischen Publikum.

Liebe zur Sprache und zur Bibel

Ihre eigene Lieblingsserie ist „Hatufim“. Eine israelische Produktion, in der es um Kriegsgefangenschaft geht, und die die Vorlage für die amerikanische Serie „Homeland“ lieferte. Über „Hatufim“ schrieb Wessling ihre Masterarbeit. Besonders beeindruckt haben sie bei der Serie die Vielzahl an Erzählebenen, und die Innensichten der traumatisierten Figuren. „Man fragt sich dann: ‚Stimmt das? Kann ich dem vertrauen, was ich hier sehe?‘“ Außerdem sei die Serie sehr langsam erzählt und dadurch authentisch. Wessling empfindet das als einen „schönen Bruch mit unserer westlichen Sehgewohnheit“.

Selbst Geschichten zu erzählen, Worte zu Texten verbinden und mit Sprache zu hantieren, um Botschaften zu vermitteln, ist Wesslings große Leidenschaft. „Inhalt und Botschaft gehören zusammen“, sagt sie. Das findet sie auch in der Bibel: „Sie ist ein totaler Schatz an rhetorischen Mitteln.“ Besonders liebt Wessling das Oxymoron, das Gegensätze miteinander verknüpft. Wie zum Beispiel in Matthäus 16,25: „Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, wird es finden.“ Das zeige, dass Gott andere Maßstäbe anlege als Menschen. ■

„Wir haben verlernt, das Leben als Gnade zu begreifen“

Irgendwie bleibt es kompliziert mit dem Glück. Die Digitalisierung verspricht immer mehr davon, doch man spürt es kaum. Der Journalist Tobias Haberl meint sogar, die Digitalisierung gehöre zu den großen Glücksverhinderern. Im Interview erklärt er, warum er das so sieht und wie Glaube und Demut einen Ausweg aus der Dauerbeschallung bieten. |

DIE FRAGEN STELLTE UWE BIRNSTEIN

pro: Sie stehen der Digitalisierung kritisch gegenüber und sprechen sich für ein Leben mit mehr echten Erfahrungen aus – warum?

Thomas Haberl: Ich bin ein ziemlich analoger Mensch. Viele Leute belächeln mich, weil ich versuche, der Digitalisierung nicht zu viel Raum in meinem Leben einzuräumen. Als Kind empfand ich mich als viel freier als heute. Das liegt wohl auch daran, dass ich mich damals nicht so bedrängt gefühlt habe. Das Leben ist heute ja eine ständige Gängelung durch Mails, Push-up-Meldungen, Treuepunkte und Bonuskarten. Ständig wird einem irgendwas aufgedrängt, womit man sich beschäftigen soll oder wie man sein Leben noch besser machen kann. Das führt zu Stress und Unfreiheit. Deshalb halte ich mir das lieber vom Leib. Vielleicht vergesse ich manchmal, dass andere weniger unter diesen Dingen leiden, trotzdem hoffe ich, manchen Menschen zeigen zu können, wie sie ihr Leben reicher, tiefer, intensiver machen können.

Der Corona-Lockdown hat ja viele Menschen dazu gebracht, über diese Dinge nachzudenken. Glauben Sie, wir werden aus der Krise lernen?

Es ist wohl noch zu früh, das zu beurteilen. Einerseits hat man gemerkt, wie stark die meisten Menschen das analoge Leben vermissen haben: geselliges Zusammensein, echte Begegnungen, Exzess, Dinge, die nonverbal passieren, wenn man nebeneinandersitzt – durchaus auch in

erotischem Sinne. Andererseits sah man, wie viele Möglichkeiten im Digitalen stecken, zum Beispiel im Home-Office. Mal sehen, was es mit unseren Seelen macht, wenn sich unser Leben immer weiter virtualisiert und entstofflicht, wenn wir uns noch weniger begegnen, berühren und auseinandersetzen. Die Digitalisierung verspricht das Leben immer einfacher und kontrollierbarer zu machen.

Warum bleiben trotzdem so viele Menschen unzufrieden?

Ich empfinde unsere Welt zunehmend als entzaubert, weil wir unser Leben in die Hände von Tech-Experten gelegt haben, die es vor allem nach technologischen Maßstäben planen. Es geht viel darum, zu evaluieren und quantifizieren. Existenzielle Erfahrungen aber lassen sich nicht berechnen oder erzwingen. Manchmal scheint es, als würden uns die Apps, mit denen wir unser Leben vermeintlich erleichtern, genau die Momente nehmen, in denen wir uns als Menschen erfahren könnten. Wir berechnen die Regenwahrscheinlichkeit in Fünf-Minuten-Intervallen, evaluieren unsere Schlaf-Performance, beim Kauf von Sex-Spielzeug lockt eine Orgasmus-Garantie. Digitale Plattformen bringen uns mit Leuten zusammen, die das Gleiche denken und empfinden wie wir. Doch wer böse Überraschungen verhindern möchte, verhindert gute gleich mit. Es kommt mir vor, als würden wir die aufregende Erfahrung, einen Berg zu besteigen, durch ei-

nen Helikopter-Flug auf den Gipfel ersetzen. Sehr langweilig.

Was ist es dann, was Menschen glücklich macht?

Glück entsteht dadurch, dass Schwierigkeiten überwunden werden, dass man sich Dingen aussetzt, auch mal hilflos ist. Meine erste große Liebe war zehn Jahre alt und hieß Francesca. Ich verbrachte die Sommerferien im Hotel ihrer Eltern. Wir trafen uns jeden Abend auf der Hollywoodschaukel. Ich hielt ihre Hand, sie lächelte, es war perfekt. Am Tag der Abreise gab ich ihr einen Kuss auf die Wange, stieg ins Auto und versuchte 700 Kilometer lang nicht zu weinen. Obwohl wir kein Wort gewechselt haben, gehören diese Stunden zu den gelungensten meines Lebens. Heute saßen wir mit dem Handy auf der Hollywoodschaukel und würden Sätze hineinsprechen, die wir uns übersetzen ließen – aber wären wir glücklicher? Wir haben verlernt, das Leben als Gnade und Wundertüte zu begreifen. Freieres, mündiges Leben ist möglich, wenn man Leidenschaft und Faszination zulässt – und vielleicht auch Transzendenz und die Möglichkeit des Scheiterns. Der Soziologe Hartmut Rosa sagt: „Die Welt singt und spricht nicht dort zum Menschen, wo sie beherrscht wird, sondern wo der Mensch für sie entbrennt.“ Diese Leidenschaft kann einem beim Lesen, beim Spaziergehen, beim Küssen, aber auch in der Religion begegnen.

Ist es überhaupt noch zeitgemäß, da die Religion mit ins Spiel zu bringen?

Es ist nicht von Belang, ob etwas zeitgemäß ist. Es geht darum, wahrhaftig zu leben, egal, ob man in seine Zeit passt. Viele Menschen nehmen christliche Botschaften und Riten nur noch als Geschichten aus alter Zeit wahr. Aber wer nicht mehr auf die Knie geht, jegliche Transzendenz entsorgt, Gott nicht kennt, wer nicht an das ewige Leben glaubt, ist auf sich selbst zurückgeworfen. Die Folge ist, dass er sich selbst der letzte Sinn ist, dass er ständig in Angst vor dem Ende lebt und krampfhaft versucht, sein Leben einzigartig zu machen und vor allem: aussehen zu lassen. Ich bin ein gläubiger Mensch und finde, die schönsten Momente ergeben sich, wenn man ehrfürchtig zur Seite tritt angesichts Erfahrungen, die größer sind als man selbst. Im Gegensatz dazu ist ein nur korrektes, gesundes, digital überwacht Leben doch traurig. „Religion ist Unterbrechung des Alltags“, sagt der Theologe Johann Baptist Metz. Solche Unterbrechungen werden schwierig, wenn man ständig online ist und von Optionen und Angeboten bombardiert wird. Nähme man den christlichen Jahresrhythmus mit seinen Tagen der Arbeit und der Kontemplation wieder ernster, könnte man einen Ausweg aus der Dauerbeschallung finden, die uns nicht glücklich macht.

Was könnten wir also tun, um glücklicher zu leben?

Ich würde empfehlen, mehr Mut zu haben, sich auch mal Schrammen zu holen; Mut, an Orte zu gehen, an denen man nicht weiß, was einen erwartet – Orte im wörtlichen und übertragenen Sinn. Ich würde empfehlen, Bücher zu lesen, die einen nicht nur bestätigen, sondern durcheinanderbringen. Ich empfehle aber auch mehr Demut. Wir sollten uns nicht als letzten Sinn betrachten. Demütig sein kann man nicht nur vor Gott, sondern auch vor der Natur oder vor anderen Menschen. Und natürlich müssten wir aufhören, ständig auf unser Handy zu schauen. Es macht uns blind und taub für die Wunder dieser Welt.

Vielen Dank für das Gespräch!

Tobias Haberl, geboren 1975 im Bayerischen Wald, hat in Würzburg und Großbritannien Germanistik und Anglistik studiert. In den Jahren 2001 und 2002 war er freier Journalist in Berlin, besuchte dann die Henri-Nannen-Schule Hamburg und schreibt seit 2005 Redakteur für das Süddeutsche Zeitung Magazin. 2016 erhielt er den Theodor-Wolff-Preis. Zuletzt legte er die Streitschrift „Die große Entzauberung – Vom trügerischen Glück des heutigen Menschen“ vor (2019).



Von Gott in den Arm genommen

Sie haben bereits fliegende Badewannen gebaut und tüfteln gerade an einem eigenen U-Boot: Mit solchen Aktionen haben die Zwillinge Philipp und Johannes Mickenbecker auf ihrem YouTube-Kanal „The Real Life Guys“ 1,2 Millionen Abonnenten. Trotz schlimmer Erfahrungen wissen sie sich in Gottes guten Händen. |

VON JOHANNES BLÖCHER-WEIL



Wenn die „Real Life Guys“ schweißen, sägen und tüfteln dürfen, sind sie in ihrem Element

Bücher. Vor zwei Jahren ist ihre jüngere Schwester Elli bei einem Flugzeugabsturz gestorben. Zwei Tage vorher hat Philipp die wichtigste Entscheidung seines Lebens getroffen: Er ist Christ geworden. Das hilft ihm dabei, mit seiner Krankheit Lymphdrüsenkrebs umzugehen.

Die Brüder leben in der Nähe von Darmstadt in einer Fünfer-WG. Halbe Sachen sind nicht ihr Ding. Schon als Kinder haben sie lieber gebastelt, geschraubt und experimentiert, als vor der Spielekonsole zu hocken. Ihre Eltern unterrichteten die Kinder zunächst zu Hause. Dabei hatten die Jungs den Freiraum, Din-



Jetzt reinsehen!

Sehen Sie im Video das pro-Interview mit den „Real Life Guys“:
bit.ly/368QS65

Die Erlebnisse der 23-jährigen Zwillinge Johannes und Philipp Mickenbecker reichen für mehrere

ge zu erkunden und ihrer Kreativität freien Lauf zu lassen. Der fehlt ihnen später in der Schule. Es fällt ihnen schwer, sich an Regeln zu halten. Die Zwillinge hacken unter anderem das Netzwerk der Schule und verschicken E-Mails über den Lehrerverteiler. So holen sie sich ihren Adrenalin-Kick. In der neunten Klasse fliegen sie von der Schule. Das Gottesbild, das ihnen ihre Eltern vermitteln, überzeugt sie nicht. Sie ziehen lieber mit ihrer Clique um die Häuser, statt in den Gottesdienst zu gehen. Mit Glaube verbinden sie hauptsächlich Verbote.

Mit 16 Jahren diagnostizieren Ärzte bei Philipp einen fortgeschrittenen Lymphdrüsenkrebs. Die Diagnose überfordert ihn emotional. Er hofft trotzdem, dass alles einen Sinn hat. Er betet und liest in der Bibel. In Psalm 91 verspricht Gott, dass er Zuflucht und Burg ist. Die Sätze beeindrucken Philipp. Bei Chemotherapie und Bestrahlung hat er die üblichen Nebenwirkungen wie Übelkeit, Haarverlust und Kopfschmerzen. Fast noch schlimmer ist, dass er sich im Krankenhaus „eingesperrt“ fühlt.

Ein Jahr nach der Diagnose steht Philipp wieder voll im Leben. Die Brüder produzieren Naturfilme und heimsen damit Preise ein. Sie schippern mit einem Floß über den Rhein, bauen eine Seilbahn über einen See. Ihre Klassenkameraden können sie selten für dieses „Real Life“, das „echte Leben“, begeistern. Stattdessen laden sie Videos ihrer Aktionen auf YouTube hoch – und haben Erfolg.

Perfekte Plattform, um kreativ zu sein

Ihren Kanal nennen sie „The Real Life Guys“ mit dem Wahlspruch „Do something“ – tu etwas. Die Videos gehen viral und inspirieren andere. Die Zwillinge verdienen ihr erstes Geld mit den Videos und finanzieren sich eine USA-Reise. Auch dort filmen sie sich unter anderem dabei, wie sie ohne Geld per Anhalter von New York nach Florida trampeln. YouTube ist für sie die perfekte Plattform, ihre Kreativität zu teilen. Vor allem die ausrangierte Badewanne, die sie zu einer Drohne umgebaut und mit sechs Rotoren ausgestattet haben, bringt ihnen große mediale Aufmerksamkeit. Vom Spiegel über die Frankfurter Allgemeine Zeitung bis zur Hessenschau schauen sich zahlreiche Medien diese Aktion vor Ort an.

Das Video dazu haben 4,1 Millionen Menschen angeklickt.

Philipp macht in der Zwischenzeit die üblichen Nachuntersuchungen: ohne Befund. Fünf Jahre nach der Diagnose gelten Patienten als geheilt. Ein halbes Jahr vor Ablauf dieser Frist spürt er neue Beulen an seinem Körper. Er weiß, was dies bedeutet. Und hat große Angst vor einer ungewissen Zukunft. Wenn jemand einen Plan für sein Leben hätte, wäre das alles anders, ist er sicher. Wenn Gott gefunden werden will, warum versteckt er sich dann? Eine Freundin nimmt ihn mit zu Gottesdiensten einer Freikirche. Nach langen Gesprächen mit ihr und ihrem Pastor nimmt er sich bewusst vor, auf Gottes Stimme zu hören. Und der antwortet: mal durch passende Bibelverse, ein anderes Mal durch ganz konkrete Zeichen, etwa als der Tumor nicht weiter wächst. Heute ist Philipp Mickenbecker klar: „Gott hört zu, wenn ich mit ihm rede. Und er gibt uns Antworten, wenn wir ihn ehrlich fragen.“ Er sagt am 8. März 2018 „Ja“ zu Gott, sein Bruder Johannes später auch. Der Glaube wird sein neues Lebensfundament: „Es war, als hätte mich Gott in den Arm genommen.“

Gottes Zuwendung und Trost kann er zwei Tage später gut gebrauchen: Gemeinsam mit seinen Geschwistern und Freunden fährt er zum Segelfluggelände. Seine Schwester steigt mit einem Kumpel zuerst in das zweisitzige Flugzeug ein, um eine Runde zu drehen. Beide kehren nicht lebend von dem Flug zurück. Der Flieger ist ein einziger Haufen Schrott, als die anderen zur Absturzstelle kommen. Elli wurde 18 Jahre alt.

Natürlich bleiben für Philipp Fragen. „Aber Gott hat mich gestärkt, damit ich einen klaren Kopf bewahre.“ Die Zwillinge sind sich sicher, dass sie ihre Schwester Elli eines Tages wiedersehen werden. Dann können sie vielleicht erfahren, warum alles so gekommen ist. Die Brüder beginnen gemeinsam mit Freunden ein dreistöckiges Baumhaus in 7,50 Meter Höhe zu errichten und filmen den Entstehungsprozess. Es war nicht nur ein Herzensprojekt ihrer Schwester, sondern ist auch eine Therapie, um ihren Tod zu verarbeiten.

Das Leben auskosten

Dank der 1,2 Millionen Abonnenten auf YouTube haben die „Real Life Guys“ mitt-



Das neueste Projekt der Mickenbeckers: Die Zwillinge haben ein eigenes U-Boot gebaut.

lerweile Mitarbeiter angestellt, die sich um Kooperationen mit Werbepartnern und das Schneiden der Videos kümmern. Die Zwillinge möchten die Plattform nutzen, um klar zu machen, worauf es im Leben ankommt. Neben verrückten Aktionen und Adrenalin-Schüben ist es für sie auch ihr christlicher Glaube. Mit dem Kanal wollen sie Menschen motivieren, ihr Leben auszukosten. Die Zwillinge haben gemerkt, dass ihre persönlichen Berichte unglaublich viele positive Rückmeldungen erhalten. Dafür haben sie im August einen zusätzlichen Kanal „Life Lion“ gestartet.

„Geht nicht, gibt's nicht!“ Gewissermaßen gilt dieser Spruch für die „Real Life Guys“, sondern auch für Gott, das haben sie erlebt. Die Jungs sind sich sicher, dass Gott mit ihrer Arbeit bei YouTube noch etwas vor hat. Kürzlich ist der Krebs zum dritten Mal ausgebrochen: Philipp Mickenbecker weiß, dass Gott an seiner Seite ist und ihn heilen kann. Gott hat ihm auch seine existentielle Angst genommen. Er sorgt sich nicht deswegen, weil der Tumor wieder da ist: „Gott hat mir ja nicht versprochen, dass ich nie mehr Probleme habe oder krank werde. Aber er hält mich in seiner Hand, egal was kommt.“ ■

Gemeinsam mit seinem Zwillingbruder Johannes betreibt Philipp Mickenbecker den YouTube-Kanal „The Real Life Guys“: bit.ly/360KuoD

Für Themen rund um den Glauben haben sie kürzlich den Kanal „LifeLion“ gegründet: bit.ly/3mMQ3FS

Seine Geschichte hat Philipp Mickenbecker im Buch „Meine Real Life Story und die Sache mit Gott“ aufgeschrieben, adeo, 224 Seiten, 18 Euro, ISBN 9783863342838

Mit dem Geist der Wahrheitsliebe

In Zeiten von „alternativen Fakten“ wird der Kampf um die Wahrheit umso wichtiger. Die Bibel steht dabei nicht im Weg – im Gegenteil. | VON UWE SCHULZ

Dass ich das noch erleben würde: ein Plädoyer in Buchform, sich auf fundierte Fakten zu verlassen. „Factfulness“ von Hans Rosling ist in diesem Jahr ein Bestseller, weil darin einer mit rationalen Mitteln versucht, die Geister zu scheiden. Und ich fühle mich gestärkt, der ich doch im Verdacht stehe, faktenbefreit zu agieren, „Lügenpresse“ zu sein, also Journalist, weshalb Sie mir nicht alles glauben dürfen, was ich nun schreibe; das dürfen Sie mir glauben!

Härtere Zeiten wie diese verschaffen der Idee Auftrieb, Wahrheit sei relativ und verhandelbar, und im Zweifel sei die einzig verlässliche Wahrheit die selbst erkundete oder konstruierte. Es ist ein egozentrisches Prinzip der Wahrnehmung, das seine eigene Rechtfertigung in sich trägt, die Selbst-Gerechtigkeit, und kein Korrektiv kennt: „Ich habe das im Netz gelesen. Ich weiß das. Ich habe Recht, und du nicht.“ Solche Wahrnehmung macht unfähig, um Erkenntnis zu ringen, auch im spirituellen Sinn, wie Jesus das mit seinen Zeitgenossen getan hat. Wir verhandeln inzwischen, welche Wirklichkeit real ist. Was früher einmal Lüge hieß, sind heute „alternative Fakten“.

Begeistert von dem, der die Welt liebt

Im Gegensatz dazu vermittelt die Bibel Grundvertrauen in die nüchterne Wirklichkeit und die Kraft der Wahrheit. Zu diesem Grundvertrauen gehört, dass unsere Welt eine Ordnung hat, zu der auch das gottgegebene Mandat staatlicher Obrigkeit gehört und mein Mandat als Journalist und Christ, die Obrigkeit mit Blick auf Gottes Gebot und Ordnung an ihre Aufgaben zu erinnern, nämlich Gerechtigkeit zu üben. Ich verstehe dieses Mandat auch als Auftrag, Verantwortung zu übernehmen.

Dabei zitiere ich gerne meinen Lieblings-Theologen Dietrich Bonhoeffer: „Die letzte verantwortliche Frage ist nicht, wie ich mich heroisch aus der Affäre ziehe, sondern wie eine kommende Generation weiter leben soll.“ Ich glaube, ein Christ, eine

Geist in euch“, übermittelt vom Propheten Hesekiel im sechsten Jahrhundert vor der Zeitenwende, ermuntert mich, im Vertrauen auf Gottes Zuwendung seine Anrede in der Gegenwart zu erwarten und mich ins Ringen um die Erkenntnis der Wahrheit zu begeben. Dieser Vers spricht einen Geist, der sich nicht scheut, zu sagen, was ist. Es ist der Geist dessen, der diese Welt und ihre Menschen liebt hat. Wer von diesem Geist erfasst ist, richtet nicht. Deshalb vor allem bin ich kein Freund des dröhnenden Boulevard-Journalismus: seines notorischen Drangs wegen, zu spalten, statt zu versöhnen, zu richten, statt zu klären.

Uns ist ein Herz versprochen, das schneller schlägt vor Freude über gute Aussichten für eine Welt, die nicht zum Teufel gehen soll. Die Publizistik nennt es lösungsorientierten Journalismus und meint damit Wegbeschreibungen heraus aus der Krise. Lösungsorientierter Journalismus nennt auch den Preis, der auf diesem Weg zu zahlen sein könnte, Demut zum Beispiel. Ich bin begeistert. ■



GOTT SPRICHT:
„Ich will euch ein neues Herz und einen neuen Geist in euch geben.“

Hesekiel 36,26

Christin ist, wer Gott gibt, was Gottes ist: Liebe und Vertrauen und fröhlichen Gehorsam; und „dem Kaiser“, was des Kaisers ist: Respekt, Steuern, Gesetzestreue, bürgerschaftliches Engagement – und in meinem Fall immer wieder: Kritik, die den Geist der Wahrheitsliebe atmet.

Der biblische Satz: „Ich schenke euch ein neues Herz und lege einen neuen



Foto: WDR

Uwe Schulz, Jahrgang 1966, ist Autor und Moderator beim WDR. Er hat mehrere Bücher veröffentlicht und ist auch als Trainer und Moderator unterwegs.

Daniel Böcking spricht mit seinen Kindern über den Glauben. Seine Ältteste, Elsa, ist acht Jahre alt.

Geschenke von einem unbekanntem Freund

Daniel Böcking, stellvertretender Chefredakteur der Bild-Zeitung, schreibt über Gespräche mit seinen Kindern über Gott und die Welt. Heute geht es um bedingungslose Freundlichkeit. | VON DANIEL BÖCKING

Ich bin restlos begeistert von einem Spiel in der Klasse unserer Tochter Elsa (8). Sie nennen es: „Der unbekannte Freund“: Jede Woche zieht jedes Kind heimlich den Namen eines Mitschülers. Ihm oder ihr tut man dann in den nächsten sieben Tagen anonym etwas Gutes. Das kann eine nette Notiz sein, eine kleine Aufmerksamkeit oder einfach eine höfliche Geste.

Elsa zum Beispiel hat einen kleinen Gummi-Ottifanten geschenkt bekommen, sich ein Loch in den Bauch gefreut und gerätselt, wer dahinterstecken könnte. Am Ende der Woche wird dann aufgelöst und die nächste Runde ausgelöst ...

Das Spiel ist so schlicht, dass ich eine Weile grübeln musste, warum es mir so außergewöhnlich gut gefällt. Meine persönliche Antwort: Weil es kein „Wenn ..., dann ...“ gibt. Keine steife Moral: „Wenn du gut zu mir bist, bin ich gut zu dir“, „Wenn du mir ein Geschenk machst, dann mach ich dir auch eins“. Für Elsa war der Ottifant nur ein kleiner Teil der Freude, die sie in dieser Woche in dem Spiel erlebte. Mindestens ebenso toll fand sie es, sich auszudenken, was sie selbst ihrer „unbekannten Freundin“ geben könnte. Sie entschied sich für sieben ermunternde Briefchen, einen an jedem Tag. Das war keine Pflicht, um selbst etwas zu bekommen – sondern einfach der Spaß daran, anderen etwas Schönes zu geben. Kein „Wenn ..., dann ...“.

Das erinnerte mich an eine der wertvollsten Bibel-Entdeckungen, die ich

machen durfte, als ich mich vor ungefähr zehn Jahren dem Glauben näherte. Damals wühlte ich mich intensiv durch das Neue Testament und war sprachlos, wie aktuell und klar viele Botschaften von Jesus und Paulus waren. Ich versuchte deshalb, mir jeden Imperativ zu notieren, um eine Art Anleitung fürs perfekte Christsein zu erstellen.

Auch jedes „Wenn ..., dann ...“ schrieb ich mir auf. Denn auch solche Verse gibt es reichlich in der Bibel: „Wenn ihr an meinen Worten festhaltet und das tut, was ich euch gesagt habe, dann seid ihr wirklich meine Jünger.“ (Johannes 8,31). „Wenn ihr vergebt, dann wird auch euch vergeben.“ (Lukas 6,37).

Liebe ohne Vorleistung

Irgendwann stockte mein Schreibfluss und es fühlte sich falsch an, was ich da tat. Wenig später ging mir ein Licht auf: Ich hatte gedanklich immer ein „nur“ vor diese Sätze gesetzt: „Nur wenn ihr das tut, was ich euch gesagt habe ...“, „Nur wenn ihr vergebt ...“ Ich hatte begonnen, aus der größten Freiheits- und Liebesbotschaft ein starres Regelwerk zu erstellen. Motto: Erst gehorchen, dann die Belohnung. Dabei durfte ich es genau anders herum erleben: Ich bin ein geliebtes Gottes-Kind, ohne dass ich dafür irgendetwas hätte leisten müssen. Und erst in dieser Gewissheit und in dieser Liebe bin ich frei genug, dass ich gerne auf Gottes Wort hören will. Dass ich gerne Vergebung

üben möchte. Dass ich Gott vertrauen lernen möchte.

Was hat das mit dieser Kolumne zu tun? Immer wieder werden wir Eltern zur Konsequenz gemahnt. Wer „Wenn..., dann...“ sagt – so heißt es in allen Ratgebern –, der muss es auch durchziehen. „Wenn du nicht mit dem Quatsch aufhörst, dann gehen wir sofort nach Hause...“ Auch ich benutze diese Floskeln so oft, dass die Kinder inzwischen manchmal den Spieß umdrehen: „Wenn du mit uns zu McDonald’s gehst, sind wir den ganzen Tag lang brav.“ So herum hört es sich plötzlich an wie Erpressung ...

Dies soll kein Abgesang auf klare Regeln sein oder auf Konsequenzen, wo sie nötig sind. Aber ich habe mir vorgenommen, viel öfter im Alltag „Der unbekannte Freund“ zu spielen. Es macht wirklich Spaß. Und abends erzähle ich den Kindern dann von ihrem Freund im Himmel. Ihrem Freund, der nicht unbekannt bleiben will – und der in diesem Spiel der Beste ist. ■

Daniel Böcking, 41 Jahre, ist Autor der Bücher „Ein bisschen Glauben gibt es nicht – Wie Gott mein Leben umkrepelt“ und „Warum Glaube großartig ist. Mein Glück mit Jesus“ (beide im Gütersloher Verlagshaus). Er arbeitet als stellvertretender Chefredakteur der Bild-Zeitung und lebt mit seiner Frau und den vier Kindern in Berlin.

Fotos: Böcking

Backpfeifen, Bibel, Bauchladen

Im November wird der Musiker, Aktionskünstler und Evangelist Arno Backhaus 70 Jahre alt. Und er ist kein bisschen müde, Menschen für Gottes Liebe zu begeistern. | VON JOHANNES BLÖCHER-WEIL

Ein „Toter“ liegt in der Dresdner Innenstadt. Er hat ein Schild auf dem Rücken. Darauf ist zu lesen: „Karl Marx ist tot, John F. Kennedy ist tot und mir ist auch schon ganz schlecht. ‚Bedenke, dass du sterben musst, auf dass du klug wirst.‘ Die Bibel.“ Der Spruch erinnert die Passanten an ihre eigene Vergänglichkeit. Der „Tote“ ist Arno Backhaus. Missionarische Aktionen wie diese sind seine Markenzeichen.

Er mag manchen als fromme Ulknudel oder schräger Vogel erscheinen. Doch dahinter steckt sein tiefes Anliegen, dass Menschen Jesus kennenlernen und er ihr Leben verändert. So wie seines. Als er sich als Jugendlicher für Jesus entscheidet, wenden sich die Prioritäten seines Lebens um 180 Grad. Bis heute sprudelt der fast 70-Jährige vor Ideen, wie er die Menschen mit der frohen Botschaft der Bibel erreichen kann.

Dabei sind die Startvoraussetzungen für sein Leben alles andere als leicht. Seine Heimat ist das nordhessische Frankenberg, doch ein richtiges, emotionales Zuhause fehlt ihm. „Als Kind habe ich mich oft gefragt, ob mich meine Eltern adoptiert haben.“ Seine Mutter droht ihm öfter damit, ihn ins Heim zu geben. Sie schlägt ihn für seine kleinen und großen Schwindeleien oder beauftragt den Vater, dies zu erledigen. Häufig muss Backhaus als Kind zur Strafe in den Kohlenkeller.

Gleichzeitig erlebt er, wie seine Mutter anderen Menschen gegenüber hilfsbereit und freundlich ist. Trost und Zuneigung erfährt er in seinem Elternhaus kaum, auch wenn er seinen Vater rückblickend als „unendlich geduldig“ beschreibt. „Ich habe in meiner Kindheit nicht viele gute Sätze gehört“, erinnert sich Backhaus im Gespräch. Für sein Verhalten ist das Gift. Grenzen sind nur da, um sie zu ignorieren. Das bringt ihm Applaus von Gleichaltrigen, aber auch viel Ärger ein. Langeweile kann er nur schwer ertragen. In der Schule mimt der kleine Arno den Clown. Er macht oft die Streiche, die andere sich nicht trauen. Dabei sucht er eigentlich nur Anerkennung, um den Mangel an Zuneigung auszugleichen. In seinen Zeugnissen steht, dass sein „Betragen Anlass zur Sorge“ gibt. Backhaus wechselt mehrfach die Schule, aber die Probleme bleiben.

30 Jahre später wird bei seinem Sohn Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS) diagnostiziert und Backhaus wird schlagartig klar, woher die Probleme der eigenen Kindheit rührten. „Fabian schlug und verletzte andere Kinder. Zuhause im Garten hat er Molotowcocktails in die Luft gejagt. Sein Verhalten hat unser Leben komplett auf den Kopf gestellt.“ Die

fünfköpfige Familie beschäftigt sich intensiv mit der Krankheit. Sie sieht auch, wie der Sohn und seine beiden Geschwister unter dessen Verhalten leiden. „Wir mussten ihnen immer wieder erklären, warum Fabian so schwierig ist.“ Mittlerweile haben sowohl Backhaus als auch sein Sohn Strategien gefunden, um mit der Diagnose umzugehen kann. Backhaus hat mit den zwei Pädagogen Visnja und Dr. Just Lauer ein Buch darüber geschrieben. Darin wirbt er für einen wertschätzenderen Umgang mit AD(H)S’lern. Er weiß: Ohne die Abenteuerlust, die Kreativität und die Freude an Abwechslung eines ADHS’lers hätte er viele seiner beruflichen Ziele nicht umsetzen können.

Jesus krempelt das Leben um – schrittweise

Die Schule verlässt Backhaus ohne Abschluss. Dass er damals eine christliche Freizeit besucht, ist für ihn eine willkommene Abwechslung zum Nichtstun. Den christlichen Glauben hatte er bis dahin nicht besonders positiv wahrgenommen. Seine Eltern stammten aus einem freikirchlichen Umfeld. Gottesdienstbesuche bei den Baptisten in Kassel waren für ihn lästige Pflicht. Doch seine Vorbehalte gegenüber Christen wirft er auf der Freizeit über Bord.

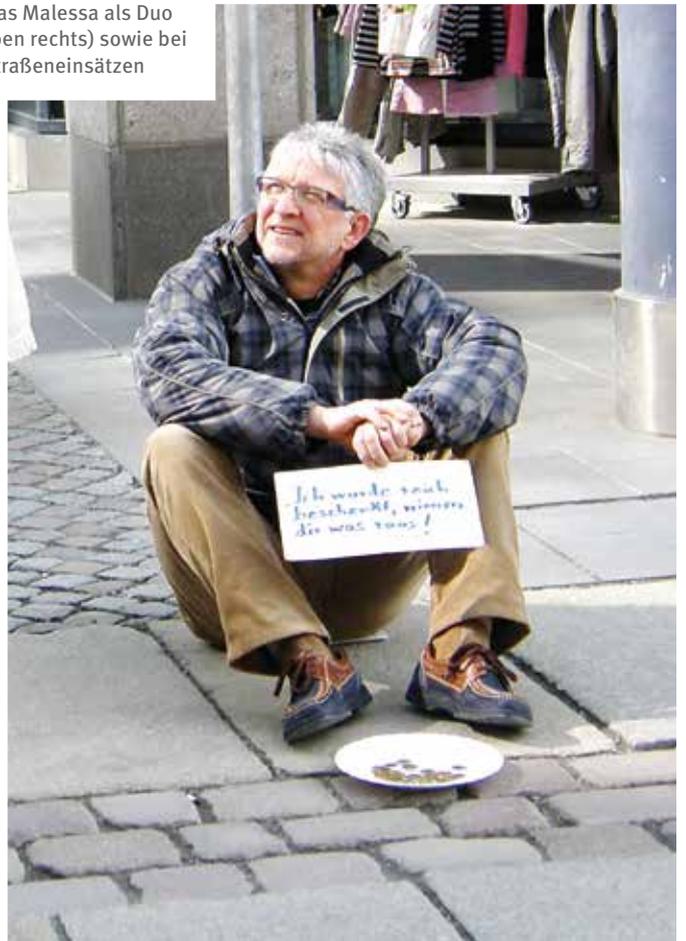
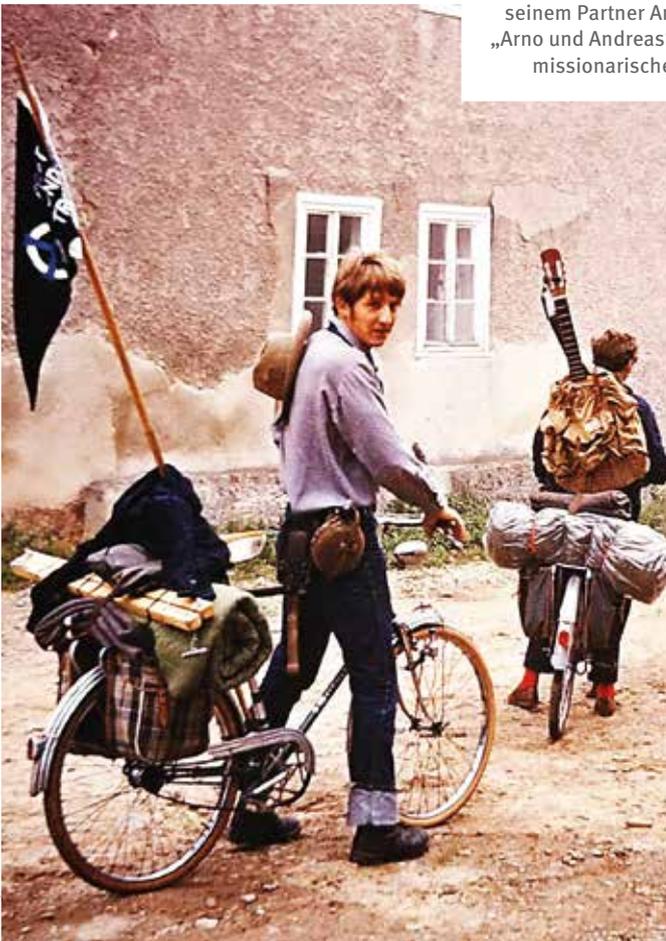
Mit dem Freizeitleiter spricht er über Gott und die Welt. Backhaus merkt, dass dieser ihm nichts überstülpen will: „Ich konnte schlagartig glauben, dass dieser Gott, dieser Jesus, lebt und mich liebt.“ Vor Freude, Glück und Begeisterung muss er anfangen zu weinen, erinnert sich der Senior. Zurück im Alltag braucht der Jugendliche noch Zeit, um sein Leben in den Griff zu bekommen. Während seiner Lehre zum Großhandelskaufmann kauft er noch Waren im Wert von 1.500 DM. Den Schaden begleicht er Jahre später nach einem klärenden Gespräch mit dem Chef – mit Zins und Zinseszins.

„Körperkontakt kannte ich nur, wenn ich geschlagen wurde.“

Voller Enthusiasmus bringt er sich in der christlichen Jugendarbeit „Jugend 67“ ein. Die Jugendgruppe kümmert sich um



Arno Backhaus hat als Künstler und Missionar viele Facetten: die Bilder zeigen ihn beim Ausflug mit einer christlichen Jugendgruppe (unten links), gemeinsam mit seinem Partner Andreas Malessa als Duo „Arno und Andreas“ (oben rechts) sowie bei missionarischen Straßeneinsätzen



Fotos: privat

Menschen am gesellschaftlichen Rand. Für Backhaus wird sie zur geistlichen und emotionalen Heimat, in der er sich entwickeln kann: „Es hat einige Zeit gedauert, bis sich meine Einstellung, mein Verhalten und meine Methoden verändert haben.“ Jedes Wochenende ist ab jetzt für die Jugendarbeit verplant.

„Ich habe mich mit meiner Mutter nie versöhnt, aber ich habe ihr bewusst vergeben.“

Auf der Fahrt zum Weltjugendtreffen nach Berlin lernt er Hanna kennen: „Sie hatte eine tolle Ausstrahlung.“ Biografisch treffen damit Welten und ganz verschiedene Typen aufeinander: Die zurückhaltende Frau stammt aus einer Großfamilie, Arno hat lediglich eine Schwester. 1972 heiraten die beiden: „Für mich war es eine Erlösung, weil ich aus meinem engen, reglementierten Elternhaus fliehen konnte. Hanna hatte sieben Geschwister und war froh, nicht mehr alles mit allen teilen zu müssen.“ Es dauert, bis beide sich in ihren Lebensentwürfen annähern.

Mehrfach steht das lebenslange Versprechen auf der Kippe. Hanna und er raufen sich zusammen. Sie lernen, sich für den anderen zurückzunehmen und zu den eigenen Schwächen zu stehen. In der Erziehung ihrer drei Kinder ist es dem Ehepaar wichtig, ihnen auf Augenhöhe zu begegnen. „Hier haben wir Bedürfnisse und Konflikte offen angesprochen und unseren Zusammenhalt gestärkt.“ Durch ihr ausgleichendes Wesen hält vor allem Hanna die ganze Familie zusammen. „Wir haben gemeinsam gefeiert, gespielt und gelacht. Oder diskutiert bis zum Umfallen, uns gegenseitig geärgert, verletzt und dann wieder miteinander versöhnt.“ Etwas, was Backhaus mit seiner eigenen Mutter nicht möglich ist: „Ich habe mich mit meiner Mutter nie versöhnt, aber ich habe ihr bewusst vergeben.“ Er bedauert, dass seine Mutter mit ihm nie über die Ereignisse seiner Kindheit sprechen konnte.

Mischung aus Tiefgang und Klamauk

Backhaus erwirbt auf dem zweiten Bildungsweg die Voraussetzungen für das Sozialarbeits-Studium. In Kassel organisiert er einen Abenteuerspielplatz, auf dem sich täglich mehr als 100 Kinder treffen, um Fußball zu spielen, sich handwerklich zu betätigen oder Freunde zu treffen. Parallel dazu leitet Backhaus in Kassel eine Jugendgruppe. Zudem entsteht aus dem Vertrieb von „frommem Kleinkram“ oder bedruckten T-Shirts mit Sprüchen wie „Stumpft der Mensch vom Gaffen ab“ „Arnos Bauchladen“, der bis heute noch in seiner Garage in Calden untergebracht ist und bei manchen christlichen Veranstaltungen zum Einsatz kommt.

Aus seinen gelegentlichen musikalischen Aktivitäten wird über Umwege ab 1974 das Projekt „Arno & Andreas“, das etliche Generationen junger Christen prägt. Für Backhaus und den Theologen Andreas Malessa sind die Platten und Konzerte ein zweites finanzielles Standbein. Doch Konflikte bleiben nicht aus. Der strukturierte Musiker Malessa hat mit dem „Chaoten“

Backhaus einige Kämpfe auszutragen, und oft gehen sie ganz unterschiedlich an die gemeinsame Arbeit heran: „Wir haben uns auch häufig Unrecht getan!“, sagt Backhaus heute. Doch bei allen Schwierigkeiten: Die Formation hält fast 20 Jahre. Bis zum Abschiedskonzert 1991 vor 5.000 Zuschauern geben „Arno & Andreas“ jedes Jahr bis zu 120 Konzerte vor 200 bis 1.000 Besuchern. Insgesamt veröffentlichen sie sechs Platten mit einem „Mix aus Tiefgang und Klamauk, Ernsthaftigkeit und Humor“. Das Publikum habe von den unterschiedlichen Qualitäten der beiden Künstler aber profitiert. Backhaus kann in den Konzerten immer seine Blödeleien und Witze unterbringen oder kreative Aktionen einstreuen. In christlichen Kreisen leisten sie mit ihrer Popmusik Pionierarbeit, werden aber auch von konservativen Christen kritisch beäugt ob ihrer modernen Musik.

Seine Kreativität kommt Backhaus auch bei seinen Straßeneinsätzen zugute. Hier nutzt er seine Neugierde und sein sprachliches Feingefühl, um die Menschen zu verwirren oder ins Nachdenken zu bringen. Da kann es schon einmal sein, dass er eben als „Toter“ in der Fußgängerzone liegt, als „Höheres Wesen“ auf einer Leiter steht, ein Auto auseinander baut oder fällige Parkgebühren für andere bezahlt. Backhaus möchte niederschwellig mit den Menschen in Kontakt treten: „Die beste Auslegung eines biblischen Textes ist immer noch das Ausleben.“ 200 missionarische Ideen hat er bis heute umgesetzt.

Glaube im Alltag verankern

Das missionarische Anliegen teilt Backhaus mit seiner Frau. Schon Anfang der 80er Jahre ziehen sie gemeinsam mit zwei anderen Familien in den kleinen Caldener Ortsteil Meimbressen. Sie möchten den Menschen im Dorf dienen. Eine Gemeinde entsteht und Backhaus entwickelt Ferienspiele, organisiert Zeltlager, veranstaltet alternative Gottesdienste und leitet die Jungschar-Arbeit. Backhaus möchte, dass sein Glaube im Alltag verankert ist. 1994 gründen einige Familien die „Christus-Gemeinde am Airport“ – eine Ergänzung „in Gottes bunter Kirchenlandschaft“, wie Backhaus es nennt. Sie kaufen dafür die ehemalige Diskothek des Dorfes und wollen als Gemeinde die Bedürfnisse des Ortes im Blick haben. Praktisch setzen sie dies um mit einer Kleiderkammer für Asylsuchende und dem Winterspielplatz, zu dem bis zu 100 Kinder aus der Umgebung kommen.

Seine Gemeinde erlebt Backhaus als Ort der Liebe, Wertschätzung und Geborgenheit, während sich in der Gesellschaft jeder „zu Tode selbstverwirklicht“. Viele Menschen in der Gemeinde haben eine schwierige Lebensgeschichte: „Konflikte bleiben dabei nicht aus, aber wir wollen ihnen eine Heimat geben.“ So, wie auch er als junger Mann seine Heimat erstmals in einer christlichen Gemeinde gefunden hat.

Backhaus ist es wichtig, dass die Bibel als „Frohe Botschaft“ erkannt wird, die aktuell ist und sich im Alltag bewährt. Um das den Menschen zu verdeutlichen, hat er „kaum etwas Missionarisches unversucht“ gelassen. Auch mit fast 70 Jahren hält er Seminare und Predigten, gibt Konzerte, schreibt Bücher oder plant Straßenaktionen und ist als Missio-Narr, wie er sich selbst bezeichnet, in seinem Element. Im Gegensatz zu den vorbeieilenden Passanten hat er sich schon Gedanken über seinen Tod gemacht. Er ist sich zwar noch nicht ganz sicher, was auf seinem Grabstein stehen soll, aber eines ist klar: auf jeden Fall etwas Humorvolles und Authentisches. Also ganz Arno Backhaus. ■




9,50 €

zzgl. Versand

Israel 2021 classic

Der Israelnetz-Kalender „classic“ zeigt bekannte und interessante Motive aus dem Heiligen Land. Das praktische Kalendarium enthält neben den christlichen und gesetzlichen Feiertagen auch die jüdischen Festtage mit einer Erklärung.

JETZT NEU MIT RINGBINDUNG!

Israelnetz-Trinkflasche Der Begleiter für Ihren Tag!

ANLÄSSLICH ZUM JUBILÄUM!



20
Jahre
seit 2000

Israelnetz



18,90 €

inkl. Versand

SOPHIES GESCHICHTE + GOTTES WUNDER

Sophie ist noch lang nicht volljährig, als sie sich zum ersten Mal prostituiert. Ihre Chancen auf ein gelingendes Leben stehen schlecht. Die Jahre in der Prostitution mit Gewalt und Drogen scheinen programmiert. Doch dann greift Gott ein. | VON SWANHILD ZACHARIAS

Die Möglichkeit auf einen Neuanfang und auf einen hoffnungsvollen Blick nach vorne bietet sich vielen Prostituierten nicht

Ich will meine Geschichte dafür nutzen, um andere Menschen zu ermutigen. Ich hoffe, dass sie viele erreicht.“ Sophie Hoppenstedt sitzt am Schreibtisch ihres kleinen WG-Zimmers. Eigentlich heißt sie anders, möchte aber unter diesem Pseudonym auftreten. Um sie herum liegen Bücher und Unterlagen. Mittendrin steht eine kleine Flasche dunkelroter Nagellack. Es könnte nicht mehr nach Mädchen- und Studentenzimmer aussehen: Rosafarbene Bettwäsche, Kosmetik auf dem Nachttisch. Hoppenstedt selbst ist trotzdem kaum geschminkt, trägt einen karierten Minirock und ein schwarzes Spitzen-Top. Die Haare sind zum Pferdeschwanz gebunden. Im offenen Regal an der Wand, das fast eine komplette Wand des Zimmers einnimmt, stapelt sich unordentlich die Kleidung. Ein türkiser Plüsch-Sessel füllt eine weitere Zimmerecke. Und mittendrin

liegt Mops Nukki auf dem Boden und schnarcht. Es ist ein liebevolles Chaos und wirkt wie Hunderte solcher WG-Zimmer in Frankfurt. Hoppenstedt teilt sich die Wohnung mit einer Freundin.

Doch die Geschichte der jungen Frau ist einzigartig. Spätestens ein Blick auf ihre Unterarme offenbart es: Lange Narben ziehen sich von der Armbeuge bis zu den Handgelenken hinunter. Die Stimme der 25-Jährigen wirkt ernst und außergewöhnlich tief. Auch in ihrem Blick liegt eine gewisse Ernsthaftigkeit, so als hätten diese Augen schon viel gesehen. Hoppenstedts Geschichte ist die einer dramatischen Kindheit, von Missbrauch, Prostitution und Gewalt, von einer zerrütteten Familie, voller Dunkelheit und Verzweiflung. Und gleichzeitig ist sie eine Geschichte, die von Gottes überwältigender Liebe und Fürsorge zeugt, voller Wunder, Hoffnung und großer Dankbarkeit.

Hoppenstedt wächst bei einer psychisch kranken Mutter auf, die unter Schizophrenie und Wahnvorstellungen leidet. Den Vater, einen amerikanischen Soldaten, lernt sie nie kennen. Kurz vor ihrem dritten Geburtstag wird das Mädchen zum ersten Mal sexuell missbraucht. Was genau passiert ist, kann sie nicht sagen, weil sie keine konkrete Erinnerung daran hat. Sie erfährt erst Jahre später davon. Hoppenstedt leidet aber seit Kindertagen bis in ihre Jugend hinein unter Alpträumen, in denen sie sexuell missbraucht wird, wacht nachts schreiend auf und kann sich den Zusammenhang dadurch später erschließen. „Ein sehr gefährliches, liebloses Umfeld“ sei das in den ersten Lebensjahren gewesen. Hoppenstedt schildert das alles ohne jegliche Emotionen. So, als spräche sie über jemand anderen. Auch im weiteren Verlauf ihrer Erzählung zeigt sich kaum eine Gefühlsregung.

Mit vier Jahren kommt sie schließlich zu Pflegeeltern, evangelischen Christen, die schon zwei andere Kinder aufgenommen hatten. „Da hat Gott das erste Mal in mein Leben eingegriffen“, sagt sie rückblickend. Sie versuchten, Hoppenstedt christlich zu erziehen. Je älter das Mädchen wird, desto mehr macht sich jedoch ihre psychische „Vorschädigung“ – so nennt Hoppenstedt es – aus der Kindheit bemerkbar. Ein Zeltlager, veranstaltet vom katholischen Theologen Johannes Hartl, besucht sie mit 15 Jahren ihren Pflegeeltern zuliebe, inklusive einer Bekehrung, die kaum mehr als ein Alibi bleibt. Hoppenstedt ist zu der Zeit schon drogensüchtig und hatte bereits mehrere gewaltvolle sexuelle Erfahrungen mit Männern.

Anpassen, um zu überleben

Die 25-Jährige reflektiert diese Zeit: „Ohne zu wissen warum, habe ich mich immer wieder in gefährliche Situationen gebracht. Ich habe mich mit irgendwelchen Männern getroffen und nach männlicher Aufmerksamkeit gesucht.“ Heute weiß sie, warum: „Ich suchte nach männlicher, körperlicher Liebe, weil ich ja keinen Vater hatte.“

Den Pflegeeltern macht sie lange Zeit etwas vor. Durch Lügen schaffte sie es, sogar ihre Drogensucht zu verbergen. Zu Hause sei sie ein komplett anderer Mensch gewesen, sagt Hoppenstedt. „Ich hatte ja von Kind auf gelernt, dass ich nur überleben kann, wenn ich mich an die Umstände anpasse.“

Mit 16 Jahren läuft sie von daheim weg, landet in der Prostitution und in gewalttätigen Beziehungen. Hoppenstedt erzählt

Foto: Sascha Freemind

ANLAUFSTELLEN FÜR (EX-)PROSTITUIERTE



Das **Netzwerk Ella** wurde 2018 von der ehemaligen Prostituierten und Aktivistin Huschke Mau gegründet. Es ist eine unabhängige Interessenvertretung von Frauen für Frauen aus der Prostitution. Sie unterstützen Ex-Prostituierte und Frauen, die aussteigen wollen, und setzen sich dafür ein, dass Prostitution als sexuelle Gewalt anerkannt wird.

netzwerk-ella.de



Solwodi – Solidarity with women in distress (Solidarität mit Frauen in Not) ist eine überkonfessionelle Menschenrechts- und Hilfsorganisation, die Frauen in Notsituationen hilft. Gegründet wurde sie in den 80er Jahren von der Ordensfrau Lea Ackermann von der „Gemeinschaft der Missionsschwester Unserer Lieben Frau von Afrika (Weiße Schwestern)“ in Kenia. Den Dachverein Solwodi Deutschland e.V. gibt es seit 1987. Ihm gehören Landesvereine in Rheinland-Pfalz, Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen, Bayern, Berlin und Baden-Württemberg an. Die Arbeit finanziert sich durch einen Freundeskreis aus privaten Spendern sowie durch Unterstützung von verschiedenen, unter anderem christlichen, Organisationen und Vereinen. Solwodi kümmert sich neben Frauen aus der Prostitution auch um jene, die Opfer von Menschenhandel, Gewalt oder Zwangsheirat geworden sind.

solwodi.de



Die christliche Lebenshilfe **Neustart e.V.** mit Sitz in Berlin kümmert sich seit 2007 um sich prostituierende, drogenabhängige und inhaftierte Frauen. Die Mitarbeiter sind Christen aus unterschiedlichen Gemeinden und Kirchen. In der Anlaufstelle „Café Neustart“ am Straßenstrich Kurfürstenstraße stehen ehrenamtliche Mitarbeiter und Sozialpädagogen für Gespräche bereit. Außerdem vermitteln sie Frauen an Entgiftungs- und Therapieeinrichtungen. Neben dem Café unterstützen die Mitarbeiter Frauen auch zum Beispiel bei Gerichtsterminen oder in der Drogentherapie und leisten nachts Streetwork unter den Prostituierten.

neustart-ev.de



Perlentor e.V. ist ein christlich geprägter Verein, der Frauen in und um München hilft, die aus der Prostitution aussteigen wollen. Er bietet ihnen Schutzunterkünfte und versorgt sie nach dem Ausstieg mit allem Nötigen. Ziel ist es, zusammen mit den Frauen eine neue Lebensperspektive zu entwickeln. Perlentor arbeitet mit lokalen Kirchen und europaweit tätigen Organisationen zusammen. Das Team des Vereins besteht unter anderem auch aus Fachkräften der Traumatherapie.

perlentor-ev.org

von „ihrer ersten großen Liebe“, von „Psychospielchen“ ihres Freundes und seinem Versuch, sie umzubringen. Zwischendrin kommen Therapien hinzu, die ihr vom Jugendamt auferlegt werden. Doch sie ist schon so „gebrochen“, dass nun sogar Heroin als Droge hinzukommt. Eigentlich habe sie etwas „Normales“ machen wollen, doch sogar der Besitzer der Kneipe, in der sie arbeitete, habe sie vergewaltigt. „Ich hatte auch schlimme Freunde, Kriminelle, Typen, die mich wie selbstverständlich vergewaltigt haben. Für mich war das normal.“ Die junge Frau zählt das alles auf, als handele es sich um Zutaten für ein Kochrezept. Die Erfahrung, einvernehmlichen oder gar liebevollen Sex zu haben, kannte Hoppenstedt nicht. Sie sagt, irgendwann sei es einfacher geworden, sich den Männern zu beugen, anstatt sich zu wehren.

Mit 18 Jahren startet sie professionell im Escort-Service und hat nun das Gefühl, es habe endlich einen Sinn, dass sie ge-

„Mein Vertrauen in die Menschheit ist ziemlich erschüttert.“

lernt hat, sich immer anzupassen. Mit dieser Fähigkeit könne sie weit kommen und viel Geld verdienen. Das Geld kommt, doch Hoppenstedt geht kaputt durch ihre Arbeit und die Drogen. „Ich habe mich innerlich zugrunde gerichtet.“ Mit 19 Jahren zieht sie nach Frankfurt und will raus aus der Prostitution. Doch sie schafft es nicht. „Immer, wenn ich raus war, bekam ich wieder Kontakt zu meinen Gefühlen und habe dann gemerkt, wie schlimm alles war.“ Also machte sie weiter, um die eigenen Gefühle nicht an sich ranzulassen und sich durch die Arbeit, die sie eigentlich kaputt machte, zu betäuben. Ein Teufelskreis. Sie wohnt mit ihrem Freund zusammen, der gleichzeitig ihr Zuhälter und gewalttätig ist. Auch sie selber wird gewalttätig gegenüber anderen Menschen. Um vor der traumatischen Realität zu entfliehen, nimmt sie eine der gefährlichsten Drogen: Crack. Sie sei stark süchtig geworden, sagt sie.

Noch keine Zeit, zu sterben

Eines Abends fühlt sich Hoppenstedt an einem Punkt angekommen, an dem sie nicht mehr leben will. Kurzerhand schluckt sie Beruhigungstabletten und legt sich in die Badewanne. Sie schneidet sich die Unterarme auf. „Aber von oben nach unten, sodass ich die Arterien nicht getroffen habe.“ Hoppenstedt schüttelt den Kopf über ihre eigene Dummheit und es klingt bitter, als sie darüber lacht. An den Moment, bevor sie ohnmächtig wurde, erinnert sie sich aber noch genau. Sie betet: „Gott, ich will nur zu dir.“ Und sie erinnert sich noch an ihren damaligen Freund, der sie in der Badewanne findet, aber „zu zgedröhnt“ gewesen sei, um einen Krankenwagen zu rufen – und sie ihrem Schicksal überlässt.

Hoppenstedt wacht nach einigen Stunden mit blauen Armen plötzlich wieder auf. „Ich habe eine Stimme gehört, die sagte:

„Es ist noch nicht an der Zeit für dich, zu sterben. Ich habe noch einen Plan mit dir.“ Dann bin ich einfach aufgestanden und ins Bett gegangen.“ Sie ist sich sicher: Das muss Gott gewesen sein.

Die große Veränderung tritt nicht sofort ein. Aber der Wunsch, sich umzubringen, ist weg. Es folgen noch einige gewaltvolle Erfahrungen, bis sie eines Tages nach so einem Erlebnis eine Gruppe Christen auf der Straße trifft, die gerade für jemanden beten. „Ich bin weinend zu ihnen hingelaufen und habe gesagt: ‚Bitte betet für mich.‘“ Das tun sie und nehmen sie am folgenden Tag mit in eine Gemeinde. Da habe sie sich und ihr Leben ganz bewusst Gott anvertraut. Hoppenstedt erzählt außerdem von einer übernatürlichen Begegnung bei einem Gebet kurz vor ihrem 22. Geburtstag: Als Freunde wegen ihrer Kindheitsverletzungen für sie beten, bricht sie heftig in Tränen aus. Einer der Beter sagt, er sehe den Geist von sexuellem Missbrauch und wenn Hoppenstedt nicht aufhöre, in ihrer „falschen Sexualität“ zu leben, werde dieser nicht gehen. Sie muss furchtbar anfangen zu husten und je mehr die anderen weiterbeten, desto besser geht es ihr.

„Ich weiß nicht, ob du an sowas glaubst“, merkt sie dazu an. Doch für sie sei diese Erfahrung real gewesen und es habe sie dazu gebracht, den Escort-Job zu kündigen. Ihre ehemalige Chefin habe ihr daraufhin das Finanzamt „auf den Hals gehetzt“. Es tauchen viele unbezahlte Rechnungen auf, die Hoppenstedt immer wieder mit dem Gedanken spielen lassen, sich doch noch einmal zu prostituieren. „Aber Gott war treu. Er schickte mir Menschen, die meine Rechnungen zahlten.“

Hoppenstedts Lebenswille ist neu geweckt. 2017 schafft sie es mit Hilfe von Therapien, endgültig clean von allen Drogen zu werden. Sie holt ihr Abitur nach und schließt es mit einem Schnitt von 1,4 ab. Damit steht auch dem Psychologiestudium nichts im Weg. „Gott hat richtig viel gemacht“, sagt Hoppenstedt aus vollem Herzen. Es klingt, als wolle sie damit einen Schlusspunkt ans Ende eines alten Kapitels setzen und ein neues beginnen.

Der Blick nach vorne

Derzeit besucht sie häufig eine katholische Gemeinde in der Nähe. Sie findet: „Die katholische Kirche hat tolle Schätze: Gebete oder gewisse Liturgien. Das ist sehr tiefgründig.“ Die Stille „und das Kontemplative“ täten ihr gut. Manchmal setzt sich Hoppenstedt in die leere Kirche und betet. Aus der Stille vor Gott schöpft sie Kraft. Sie besuchte lange Zeit auch eine Freikirche. Engagierte sich in der Evangelisation und kümmerte sich in diesem Zusammenhang auch um Prostituierte in Laufhäusern. Doch irgendwann merkte sie: „Ich erreiche zwar die Menschen, aber ich selbst gehe zugrunde.“ Um wirklich heilen zu können, müsse sie dieses Thema ganz hinter sich lassen. Weil sie mit ihrer Vergangenheit abschließen und nach vorne schauen möchte, hat sie auch ihr Engagement für das „Netzwerk Ella“ vor Kurzem aufgegeben. „Ella“ ist eine Anlaufstelle für Frauen, die ebenfalls in der Prostitution waren oder aussteigen möchten.

Denjenigen, die Prostitution weiter erlauben wollen, antwortet Hoppenstedt: „Das würde alles noch verschlimmern. Den Freiern wird damit das Gefühl gegeben, dass es scheißegal ist, was die Frau möchte. Man vermittelt das Bild, dass es okay wäre, Frauen zu kaufen.“ Jetzt, wenn sie nicht mehr über ihre eige-

Sophie Hoppenstedt hat es mit Hilfe ihres Glaubens geschafft, neu anzufangen und ihre Vergangenheit zu bewältigen und blickt nun positiv in die Zukunft

Foto: pro/Swanhild Zacharias



ne Geschichte spricht, wird sie emotional. Das Thema und die hässlichen Erlebnisse, die vielen Frauen in der Prostitution widerfahren, treiben sie noch immer um. Für die Website des „Netzwerks Ella“ verfasste Hoppenstedt mehrere Beiträge, die vom Alltag einer Prostituierten erzählen, von Freiern, bei denen sogar der Leser das Würgen bekommt und von sexuellen Handlungen oder Fetischen, die Männer mit ihren eigenen Frauen niemals ausleben würden, denen sich die meisten Prostituierten aber nicht entziehen können.

Gott als der Vater, der immer fehlte

Hoppenstedt zitiert aus einer Studie der amerikanischen Psychologin Melissa Farley: 89 Prozent aller Frauen in der Prostitution würden gerne eine Alternative ergreifen, wenn sie könnten. Und zwei Drittel aller ehemaligen Prostituierten litten unter posttraumatischen Belastungsstörungen, die so schlimm seien wie die von Kriegsinvaliden. In den Medien werde das Bild von Prostitution häufig romantisiert, klagt Hoppenstedt. Es werde als etwas Modernes, leicht Verruchtes und Aufregendes dargestellt. So, als könnten die Frauen wählen, mit welchen Männern sie schliefen. Hoppenstedt ist nur eine von unzähligen Frauen, die genau das Gegenteil erlebten. Auch sie leidet manchmal noch unter Panikattacken. Wenn ihr jemand suspekt erscheint, befürchtet sie schnell, derjenige wolle ihr etwas antun. Sie hat dann zum Beispiel Angst, jemand könnte ihr im Restaurant oder in einer Bar etwas ins Getränk getan haben. „Mein Vertrauen in die Menschheit ist ziemlich erschüttert“, sagt sie.

Dass sie aber auch davon langsam heilt, dafür ist ihrer Ansicht nach Gott zum großen Teil verantwortlich. Gott stellt sie sich als liebenden Vater vor. Er vereint für sie alle Eigenschaften des fürsorglichen und schützenden Vaters, den sie nie hatte. Gott führe ihr Menschen über den Weg, die ihr guttäten, sagt sie. Er stoße sie auf Bibelstellen, die sie ermutigten. Und wenn sie mit ihm im Gebet über etwas spreche, das sie umtreibt oder aufregt, „bessert sich die Sache ziemlich schnell“. Auch bei Gebeten für andere Menschen hat Hoppenstedt das Gefühl, dass Gott sie oft erhört. „Gott ist in meinem Alltag einfach überall da.“

Im Herbst wird die 25-Jährige ihr Psychologiestudium beginnen. Sie würde in dem Fach auch gerne den Doktor machen. Ihr Traum ist es, später einmal Bücher zu schreiben. Durch ihre eigenen Erfahrungen möchte sie anderen Menschen helfen. Und durch ihre Geschichte, die erzählt werden muss. ■

„Ich bin Pietist und will es auch bleiben“

Elf Jahre stand Michael Diener an der Spitze des Gnadauer Gemeinschaftsverbandes. Im September wurde er aus seinem Amt als Präses verabschiedet. Mit pro sprach er über polarisierte Diskussionen, ansprechenden Pietismus und das Verhältnis zur Amtskirche. | DIE FRAGEN STELLTEN JONATHAN STEINERT, NICOLAI FRANZ UND CHRISTOPH IRION

pro: Herr Diener, seit Anfang September sind Sie im Sabbatical. Wie geht es Ihnen?

Michael Diener: Sehr gut, vielen Dank!
Was haben Sie in Ihrem freien Jahr vor?
Zunächst soll es eine Zeit sein, um inzuhalten, die vergangenen Jahre zu reflektieren, in die innere Stille zu gehen und mich neu auszurichten. Dann möchten meine Frau und ich eine längere Reise machen. Die steht wegen Corona im Moment noch auf der Kippe. Und ich möchte ein Buch schreiben.

Worum soll es gehen?

Wir leben in einer Zeit der phänomenalen Veränderungen, die umfasst auch die ganze christliche und evangelikale Szene. Der Begriff „evangelikal“ ist in meinen Augen spätestens seit der Un-

noch nie so gefragt waren wie jetzt, in einer Weise anschließen, die theologisch konstruktiv ist?

Sie betonen „konstruktiv“. Haben Sie bisher das Gegenteil erlebt?

Nein, denn die allermeisten Menschen haben mich in meinem Amt wertschätzend und zustimmend begleitet. Und es gab einige, die zwar erbitterte Gegner meiner Positionen etwa zu Homosexualität gewesen sind, die aber nie die geistliche Gemeinschaft mit mir abgebrochen hätten. Damit kann ich wunderbar leben und das habe ich fast ausschließlich erlebt. Es gibt aber eine kleine Gruppe, bei denen die Bereitschaft nicht vorhanden ist, abweichende Positionen auch als geistlich gewonnen und als geistlich relevant anzuerkennen. Und leider gibt es im

sie nicht öffentlich ihre Meinung kundtun und aktuell Verantwortliche lautstark kritisieren? Für mich steht dahinter auch die Frage: Haben wir vielleicht teilweise problematische Strukturen in der evangelikalen Welt, die eher patriarchal oder ein bisschen chauvinistisch sind?

Sie würden im Ruhestand also schweigen?

Ich würde nicht sagen, dass ich mich nicht im Rentenalter zu irgendwelchen Fragen äußere. Aber ich würde es nicht tun in Bezug zu Äußerungen von Verantwortlichen in Organisationen, denen ich früher angehört habe. Mein Vorgänger Christoph Morgner ist mir da ein wirklich positives Beispiel. Ihm muss so manches Mal das sprichwörtliche Messer in der Tasche aufgegangen sein, weil er wohl in einigen Punkten anders denkt als ich. Aber er hat sich öffentlich immer zurückgehalten.

2013 hatte pro Sie interviewt zum Thema „Die Sünden der Frommen“. Damals haben Sie kritisiert, dass die Liebe oft zu kurz kommt und schnell übereinander geurteilt wird. Das haben Sie jetzt auch in Ihrem letzten Präsesbericht herausgestellt. Haben Sie mittlerweile Erklärungen dafür gefunden, warum das gerade bei den Frommen zu beobachten ist?

Eine mögliche Erklärung habe ich bei dem Soziologen Andreas Reckwitz gefunden. Er sagt, ein Kennzeichen unserer Zeit ist es, dass der Einzelne sich als eigenes Produkt sieht, seine eigene Identität entwirft und sich nicht mehr so stark in eine Gemeinschaft eingliedern lässt. Es kann sein, dass es im christlichen Bereich Menschen gibt, die mit diesem gesellschaftlichen Wandel so nicht klar-

„Ich befürchte, dass die Zahl derjenigen wächst, die aus ihrer Überzeugung heraus polarisieren und zugleich nicht pluralitätsfähig oder -willig sind.“

terstützung Evangelikaler für Populisten wie Trump und Bolsonaro unrettbar verloren. Aber die Inhalte sind mir wichtig. Es gibt so viele Menschen, die sich nach einem offenen Pietismus sehnen, nach einer dialogischen Form von evangelikalem Glauben. Es wird die Frage sein: Wie können wir an die wichtigen Inhalte, die

evangelikalen Bereich auch zu viele Beispiele für ein hierarchisches Leitungsverständnis, das eine toxische Wirkung entfalten kann, an dem dann Beziehungen und auch ganze Gemeinden zerbrechen. Oder eine andere Beobachtung: Warum sind manche Menschen bis ins hohe Alter der Meinung, es läuft etwas schief, wenn

kommen. Für sie wird das Festhalten an vermeintlich klaren Werten und Normen wichtiger als eine offene, christliche Grundhaltung der Liebe. Einer meiner großen Fehler war, dass ich nicht deutlicher widersprochen habe, wenn gesagt wurde: „Keine Liebe ohne Wahrheit.“ Das ist natürlich richtig. Aber was bedeu-

tet das denn, wenn ich gleichzeitig doch eindeutig festhalten muss, dass in der christlichen Offenbarung nichts anderes so wichtig ist wie die Liebe?

Polarisierende christliche Lager und einen mitunter lieblosen Ton erleben wir auch, etwa in manchen Reaktionen auf unsere Berichterstattung oder auch auf Facebook. Aber lässt sich das in der christlichen Szene mit dem Bezug auf individuelle Lebensentwürfe erklären?

Unsere heutige Zeit mit den vielen Lebensentwürfen erzeugt auch Angst und Unsicherheit. Und wo Angst und Unsicherheit da ist, ist der Wunsch nach festen Ordnungen umso größer – der Wunsch nach klaren Übereinstimmungen, nach vermeintlichen Ordnungen, von denen ich weiß: Wenn ich mich daran halte, befinde ich mich auf dem richtigen Weg. Als wir im Hauptvorstand der Deutschen Evangelischen Allianz die Diskussion um Homosexualität begonnen haben, ist für manche etwas zerbrochen an geistlicher Beheimatung, weil sie die festmachen an bestimmten ethischen Übereinstimmungen. Für wen zunehmend plurale Überzeugungen und individuelle Lebensentwürfe eine Anfechtung sind, der sucht umso mehr nach dieser Orientierung in einer festen Gemeinschaft. Und je größer der Druck von der gesellschaftlichen Mehrheit wird, desto existenzieller ist es für ihn, sich zu vergewissern, dass er mit einer Minderheitenposition nicht allein unterwegs ist.

Gerade evangelikale Christen haben den Anspruch, ein vom Glauben geprägtes, ein geheiligtes Leben zu führen. Deshalb ist ihnen die Frage, was wahr ist und welcher Lebensentwurf daraus folgt, auch wichtig.

Absolut. Wobei ich sagen würde – um beim Beispiel zu bleiben: Die meisten in der evangelikalen Bewegung sind rein statistisch gesehen nicht betroffen davon, dass durch Homosexualität Unordnung in ihr eigenes geistliches Leben kommen könnte. Sie sind aber betroffen davon, ob sie mit ökologischen Fragen richtig umgehen. Ich bin in vielen Gemeinden gewesen, die bis heute stolz darauf sind, dass sie den billigsten Kaffee kaufen, ohne sich zu fragen, woher er kommt. Will sagen: Woran mache ich denn diese Heiligung fest? Warum spielen diese sexualethischen Themen eine besondere Rolle dabei? Warum ist es nicht die Frage der Wahrhaftigkeit im

Michael Diener, 58, war von 2009 bis 2020 Präses des Gnadauer Verbandes, des Dachverbandes der landeskirchlichen Gemeinschaftsbewegung. Von 2012 bis 2016 war er ehrenamtlicher Vorsitzender der Deutschen Evangelischen Allianz. Seit 2015 ist er Mitglied im Rat der EKD. Dort endet seine Amtszeit im November des kommenden Jahres. Er ist Kuratoriumsvorsitzender von „midi“, der Evangelischen Arbeitsstelle für missionarische Kirchenentwicklung und diakonische Profilbildung, die 2019 ihre Arbeit aufnahm.

Foto: pro/ Nicolai Franz

Umgang mit Finanzen, mit Schwarzarbeit? Warum ist es die Lebensrettung in puncto Abtreibung, aber nicht die Rettung Geflüchteter auf dem Mittelmeer?

Sie sagen, die Spaltungen im evangelikal-pietistischen Lager vor allem beim Thema Homosexualität haben viel mit Angst zu tun, mit dem Wunsch, zu einer Gruppe zu gehören. Machen Sie es sich nicht zu einfach, wenn Sie diese Vorbehalte einfach psychologisieren? Es gibt auch Menschen, die aus theologischen Gründen zu einer anderen Überzeugung in der Sache kommen.

Natürlich nehme ich ernst, dass auf der sachlichen Ebene Menschen eine ernsthafte und begründete Überzeugung haben, die es ihnen unmöglich macht, homosexuelle Beziehungen anzuerkennen. Ich bin doch der Letzte, der kein Verständnis hat für Menschen mit konservativen Positionen in dieser Frage. Ich hatte selber mal eine.

Mir geht es darum, für unsere evangelikale, pietistische Welt zu erbitten oder auch zu mahnen, dass wir auch in dieser Frage zu einer pluralen Haltung kommen müssen, wenn wir unsere jeweiligen Glaubensüberzeugungen ernstnehmen. Denn viele Menschen in unserer Bewegung trauen sich nicht, eine abweichende, offene Haltung in der Frage der Homosexualität kundzutun. Von den homosexuellen Menschen, mit denen ich in der Gemeinschaftsbewegung in Kontakt bin, traut sich kein einziger, öffentlich seinen Namen zu sagen oder seine Geschichte zu erzählen. Stichwort Political Correctness: Fromme Menschen werfen dem gesellschaftlichen Mainstream schnell vor, sie dürften nicht mehr sagen, was sie denken. Aber in unserer eigenen Welt machen wir doch genau dasselbe mit einem unglaublichen Druck.

Frustration entsteht aber auch bei der Wahrnehmung, dass von Toleranz und Akzeptanz gesprochen wird, die eigene konservative Position – auch in kirchlichen und manchen evangelikalen Kreisen – aber nicht toleriert wird.

Das ist richtig. Dazu kommt, dass wir es hier mit einer hoch emotionalisierten Frage zu tun haben. Das führt oft dazu, dass nicht mehr rational argumentiert wird. Ich plädiere für einen unaufgeregten und sachlichen Diskurs, der es einerseits möglich macht, dass man auch eine konservative Position in der Kirche vertreten kann. Und dass es auch im kon-

servativen Lager möglich ist, eine offene Position zu vertreten.

Historisch ist die Gemeinschaftsbewegung überhaupt erst entstanden, weil man sich von der Kirche abgegrenzt hat. Ist das nicht auch eine Erklärung dafür, warum es gerade unter Pietisten auf Widerstand stößt, wenn man sagt: Du kannst diese Meinung haben oder jene?

Bei der Entstehung des Pietismus waren mindestens drei Gründerväter entscheidend: Phillip Jacob Spener, August Hermann Francke und Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf. Und dann gab es noch den Bibelpietismus in Württemberg mit Johann Albrecht Bengel und andere Strömungen: Diese Bewegung, die wir heute unter Pietismus zusammenfassen, war damals schon vielgestaltig, echt plural, unterschiedlich in der Ausrichtung.

Neben lutherischen und pietistischen Einflüssen wurde später auch die Heiligungsbewegung aus dem anglikanischen Raum eine der großen Wurzeln der Gemeinschaftsbewegung. Die hat teilweise zu einem Verständnis geführt, dass wir Pietisten die Sache mit dem Glauben besonders ernstnehmen – vermeintlich ernster als andere. Dann kann es leider schnell zu einem Herabschauen, zu einer Distanzierung und Abgrenzung von Christenmenschen anderer Prägung kommen. Das ist fatal, denn die Gemeinschaftsbewegung war eben nicht primär Gegenprogramm zur Kirche, sondern Ergänzung, als tiefere geistliche Erbauung für das eigene Leben, weil man das in der Kirche vermisste. Abgesehen davon wünschten sich die Gründerväter, dass die Kirche auch eine missionarische Bewegung ist. Dass es dann immer wieder auch zu Konflikten kam, ist nicht zu bestreiten.

Die Frage bestehen bis heute: Wie ist das Verhältnis zur Kirche? Wie würden Sie es beschreiben?

Das schwankt von sehr nahe und vertrauensvoll bis eher distanziert. Oft ist das von regionalen und lokalen Faktoren abhängig. In dem Maße, wie die Kirche verstanden hat, dass sie mittlerweile nicht mehr jeden erreichen kann, ist auch ihre Bereitschaft gewachsen, die Gemeinschaften als eigenes Modell unter ihrem Dach anzuerkennen. Wir haben in allen Landeskirchen funktionierende Vereinbarungen, die ein weitgehend eigenständiges Leben der Gemeinschaften als

freies Werk in der Kirche ermöglichen. In der Regel können Gemeinschaftsprediger im Auftrag der Kirche auch Sakramente und Kasualien verwalten.

In Sachsen etwa treten mittlerweile Menschen aus der Gemeinschaft aus, weil sie sich noch immer zur Kirche hält. Wie schätzen Sie das ein?

Das haben wir überall da, wo es auch grundsätzlich polarisierte Situationen gibt. In Sachsen gibt es hoch kirchliche Gemeinschaften und welche, die hoch kritisch sind gegenüber der Kirche. Wenn eine Bewegung auf die Einheit verschiedener Strömungen angelegt ist und versucht, sie zusammenzuhalten, dann gibt es immer Menschen, die an einem bestimmten Punkt sagen: Das darfst du nicht zusammenbringen und deshalb gehen wir raus. Ich befürchte, dass die Zahl derjenigen wächst, die aus ihrer Überzeugung heraus polarisieren und zugleich nicht pluralitätsfähig oder -willig sind.

Können Spannungen auch ein Stück weit an Ihrer Person liegen, daran, dass Sie auch manchmal die Auseinandersetzung suchen?

Absolut. Es ist nicht grundsätzlich so, dass ich die Auseinandersetzung suche. Aber ich bin sicherlich auch ein eher polarisierender Typ. Und ich habe schon sehr oft Lust auf eine gute, hoffentlich sachliche Auseinandersetzung, die auch heiße Eisen nicht scheut. Die Art, wie ich das Präsesamt jetzt ausgelegt habe, ist die mir entsprechende Art – sicherlich mit einem höheren Risiko, falsch zu liegen, etwas Unpassendes oder zu viel zu sagen. Trotzdem finde ich – Entschuldigung, liebe Pietisten –, die pietistisch-evangelikale Welt wäre auch arm dran, wenn es immer nur Leute gäbe, die alles ausgleichen und nur das sagen, wozu alle nicken können. Das tut uns auch nicht gut. Ob ein Amt wie meines das auf Dauer aushält, das ist eine Frage. Das ist auch ein Grund dafür, dass ich nach elf Jahren aufhöre.

Auf Facebook gehen Sie auch oft auf kritische Kommentare ein – und nicht selten zum Gegenangriff über. Spornen Sie das an?

Ich habe eine sehr differenzierte Position zu meiner eigenen Facebook-Aktivität. Ich könnte mir manchmal die Zeit auch sparen. Und dann denke ich wieder: Warum soll ich dieses Medium den anderen überlassen? Ich denke nicht, dass ich streitsüchtig bin. Aber ich glaube, dass

eine argumentative Auseinandersetzung heute sehr oft fehlt und dass sie viel zu wenig geführt wird. Und es gibt auch so eine Tendenz, dass sich Christen gegen jede Form von Kritik immunisieren, indem sie sagen: Wenn die Mehrheit anderer Meinung ist, dann sind wir die verfolgte Herde.

Das zweite Argument ist oft, dass schon der Apostel Paulus gesagt hat: „Das Wissen der Welt ist Torheit“; wenn ich mich um das Wissen der Welt gar nicht kümmere, sondern nur beim Herrn Jesus bleibe und jede Diskussion mit Bibelstellen bestreite, dann habe ich das Recht auf meiner Seite. Und diese beiden Elemente, so eine gewisse Unterkomplexität, fehlende intellektuelle Redlichkeit und dieses „Wir sind die Verfolgten“, das – das gebe ich ehrlich zu – stachelt mich extrem an. Ich meine, dass Gott uns mit Verstand geschaffen hat, damit wir ihn auch gebrauchen. Deshalb macht wirklich kluges Nachdenken nicht atheistisch, sondern kann den Raum für Gott zumindest offenhalten. Ich bin manchmal entsetzt gewesen über das Niveau von Diskussionen, sei es zu Homosexualität, Seenotrettung, Islam oder anderen Streitthemen.

Sie haben in Ihrer Amtszeit eine „Vision 2030“ entwickelt, und sehen Gnadau im Jahr 2030 als einen wachsenden Verband. Wie kann das gelingen? Es gibt ja auch Beispiele, wo Gemeinden schrumpfen, älter werden und sterben. Seit 2009 arbeiten wir gemeinsam an einem vielgestaltigen Erneuerungsprozess. Da geht es zuallererst um geistliche Motivation, dann um Profilbildung, um Wahrnehmung der Nachbarschaft, um gesellschaftliche Verantwortung und Diakonie. Oder beim Upgrade Kongress haben wir die Digitalisierung und die Beteiligung junger Menschen in den Mittelpunkt gestellt. Der Vorstand wird die Integration junger Menschen mit einem interessanten Format in den nächsten Monaten vorantreiben.

Wir haben immer gesagt, ein Drittel der Gemeinschaften wird sterben. Das gilt immer noch. Die Corona-Zeit hat das bei manchen Gemeinden beschleunigt. Trotzdem gibt es heute mehr Gemeinschaften, die wieder Wachstumspotenzial haben, als es noch vor einigen Jahren der Fall war. Der Liebenzeller und der Hannoversche Verband zum Beispiel wachsen, um einmal zwei ganz unter-

schiedliche zu nennen. In manchen Regionen wird das noch kommen. Gnadau wird das fördern und dafür sorgen, dass die Leute den Kopf heben und sagen: Wir können als Gemeinschaftschrsten einen Beitrag leisten zu einem ansprechenden, einladenden christlichen Glauben und Leben im 21. Jahrhundert.

„Es gibt heute mehr Gemeinschaften mit Wachstumspotenzial.“

Die EKD arbeitet derzeit an einem Zukunftsprozess. Die elf Leitsätze enthalten zwar viele neue Ideen, aber so richtig nach Aufbruch lesen sie sich nicht.

Was bisher veröffentlicht wurde, ist der erste Entwurf eines Arbeitspapiers, bei dem viele mitdiskutieren sollen. Eine ergänzte und überarbeitete Fassung wird dann die Synode im November diskutieren. Ich finde das Papier relativ deutlich: Wir wollen uns weniger öffentlich äußern und werden dabei den Bezug zu unserer geistlichen Motivation deutlicher machen. Wir werden mehr Gemeindeformen neben der Parochie (Pfarrei; Anm. d. Red.) brauchen und darauf achten, dass wir Ressourcen schonen, einander ergänzen und gabenorientiert arbeiten. Auch Mission ist als Zukunftsziel benannt. Sie haben Recht, das ist noch nicht der totale Aufbruchston. Aber es steht da doch unheimlich viel drin, was ich mir für eine zukünftige Kirche wünsche.

Entscheidend für die Zukunft der Kirche sind auch die Pfarrer. Die schwinden ebenso wie die Mitglieder. Wäre es nicht auch eine Perspektive, dass die Landeskirchen die Ausbildung der Gnadauer theologischen Hochschulen anerkennen?

Aus der Perspektive von Gnadau kann ich mir das gar nicht wünschen, weil wir unsere Leute selbst brauchen. Bereits jetzt wechseln immer wieder gut aufgestellte Gemeinschaftspastoren in den kirchlichen Dienst. Jeder, der nach Tabor, Liebenzell, ans Johanneum oder zu einer anderen unserer Ausbildungsstätten geht, wird auch bei uns Arbeit finden.

Unsere Ausbildungsstätten selbst wünschen sich diese Anerkennung der Abschlüsse seitens der Landeskirchen, weil

das für Studierende attraktiver ist. Allerdings hat die Kirche eindeutig eine bestimmte Erwartung, wie ihre zukünftigen Theologen und Theologinnen ausgebildet werden sollen. In dieser Erwartung kommen wir im Moment nicht vor. Bevor sich dort etwas ändert, muss noch sehr viel passieren. Ich glaube aber, dass sich

in der Praxis durch die Übernahme geeigneter Gemeinschaftspastoren in den kirchlichen Dienst vieles schneller ändern wird als in der Theorie.

In welcher Funktion werden wir Sie nach Ihrem Sabbatical sehen?

Eine Variante, die ich mir sehr gut vorstellen kann, ist, dass ich Gemeindepfarrer in der Pfalz werde. Aber es gibt auch andere Überlegungen, etwa im Bereich der EKD. Oder es wäre spannend, herauszufinden, ob die Formulierung und Vertretung eines offenen, geistlich begründeten und gesellschaftsrelevanten Pietismus eine Aufgabe sein könnte.

Ihre Amtszeit im Rat der EKD geht im November 2021 zu Ende. Werden Sie wieder kandidieren?

Wenn ich in eine Gemeinde gehe, ist eine Ratsmitgliedschaft wegen des zeitlichen Aufwands nicht sinnvoll. Wenn es irgendwo eine Aufgabe gibt, die meinen Herzschlag für die pietistische und erweckliche Bewegung am Laufen lässt und die sich mit so einem Leitungsammt verträgt, dann wäre ich begeistert davon, weiterzumachen. Aber bis dahin sind noch viele Fragen zu klären. Eine Ratskandidatur erfolgt ohnehin nur, wenn der zuständige Ausschuss der Synode einen dafür nominiert.

Wenn Sie von Gnadau sprechen, sagen Sie immer noch „wir“, auch wenn Sie schon nicht mehr im Amt sind. Bleiben Sie Pietist?

Ich bin Pietist und will es auch bleiben. Ich muss nicht unbedingt „wir“ sagen zur Struktur aus einer Leitungsaufgabe im Gnadauer Verband heraus. Aber „wir“ zur Gemeinschaft, zu uns als Pietisten auf jeden Fall.

Vielen Dank für das Gespräch. ■

SONNE, WIND & JESUS



Bei den Männer-Camps der christlichen Kitesurfer von „Ewigkite“ – wie hier an der Ostsee – lernen die Teilnehmer nicht nur das Surfen, sondern auch Gott besser kennen



Surfer-Typen sind ober-coole, braungebrannte Männer, die unter einfachen Bedingungen, meistens in einem Campingbus, am Strand leben, und nichts als den nächsten Ritt auf dem Meer im Kopf haben. Und sie gelten als etwas unnahbar und einfach zu cool für diese Welt – so das Klischee. Dass es so nicht zutrifft, zeigen Kitesurf-Camps des Pastors Erik Neumann. | VON JÖRN SCHUMACHER

Für Erik Neumann war immer klar: Dort drüben sind die coolen Jungs, und hier bin ich, ein einfacher Surf-Enthusiast, der mit „denen da drüben“ wenig zu tun hat. Aber er kam ins Gespräch mit den Surfern, lernte sie kennen, freundete sich an. Und schnell war ihm etwas anderes klar: Das sind keineswegs abgehobene Freaks, die auf Nicht-Surfer herabblicken. Das sind Typen wie du und ich mit ihren Problemen und Problemchen. Abheben tun sie allenfalls mit ihren Surfboards. Dann brettern sie über die Wellen, und wenn sie den Wind richtig mit ihrem Kite-Segel einfangen, pustet der sie für einige, lange Sekunden auf wunderbare Weise in den Himmel hinauf.

„Jesus hat nach seiner Auferstehung am Strand mit seinen Jüngern ein Barbecue abgehalten, mit ihnen über das Scheitern gesprochen, ihnen aber auch Hoffnung gegeben.“

Mittlerweile ist Neumann selbst ein angesehener Kitesurfer. Regelmäßig lädt er Männer zu seinen Kite-Camps ein, um mit ihnen zusammen für einige Tage den Strand und das Kitesurfen zu genießen und um zwischendurch im Wort Gottes zu lesen. Der Glaube und die Faszination für das Surfen gehören für Neumann zusammen. Zum ersten Mal kam er im Urlaub 2002 in Holland in Kontakt mit dem Kiten – und war sofort gefesselt. „Ich fand immer dieses Ringen mit den Kräften der Natur, dem Wasser, der Gischt und dem Tempo faszinierend, man ist mitten in der Natur und erlebt das Meer unmittelbar“, sagt Neumann. „Und ich liebe das Fliegen dabei.“ Sport ist für ihn nicht nur ein Weg, den Kopf frei zu bekommen „und auch wieder etwas verträglicher für die Familie zu werden“, sondern auch ein Weg zu Gott. Auf dem Brett über dem Wasser fühlt er sich „dem Schöpfer nah“. Der Wind werde in der Bibel ja auch oft mit dem Geist Gottes in Verbindung gebracht, sagt Neumann. „Der Kite ist dann so ein bisschen wie das Gebet, wo ich mich nach Gott ausstrecke. Und das Board ist wie das Wort Gottes. Bei diesem Zusammenspiel entfaltet sich Kraft.“

Sind die Teilnehmer von Neumanns Kite-Camps in Loissin an der Ostsee nun jene coolen Surfer-Guys, die dem Klischee entsprechen? Braungebrannt jedenfalls sind die meisten von

ihnen, Sonnenbrille auf der Nase, den Neopren-Anzug – kurz: „Neo“ – lässig halb am Körper heruntergepellt. Mit dem Glauben haben sie hier alle irgendwie zu tun. Der eine mehr, der andere weniger. Das ist Neumann aber auch gar nicht so wichtig. In welche Kirche jemand geht, woran er theologisch exakt festhält und was er ablehnt – am Strand alles unwichtig. Was hier zählt, ist: Wir sind Männer, wir lieben das Kitesurfen und die Freiheit, und wir leben hier ein paar Tage im Rudel zusammen und genießen diese Freiheit. Und das möglichst in Ufernähe, am Strand, unter der Sonne, und unter Gottes Augen.

Bibel-Input am Morgen

Jeden Tag während der Freizeit ruft Neumann die Männer morgens zu einer Bibelarbeit zusammen. Anfangs wird ein wenig gesungen, dann begleitet er auf seiner Gitarre das eher zurückhaltende Brummen der Männer; er greift eines jener Themen auf, für die die Mehrheit der Teilnehmer zuvor gestimmt hat. Heute geht es zum Beispiel um Beziehungen: Welche Vorteile hat das Single-Sein gegenüber der Partnerschaft und umgekehrt? Neumann hat passende Bibelstellen herausgesucht, die er den Männern so erzählt, dass man sie auch im aufkommenden Wind am Sandstrand gut verstehen kann. In der Runde hat jeder die Chance, seine Gedanken auszusprechen, respekt-



Erik Neumann ist Pastor der Evangelischen Landeskirche Hannovers und passionierter Kitesurfer. Bei den Camps bringt er Beruf und Hobby zusammen.

voll erwidern manche in der Gruppe das Gesagte. Niemand wird lächerlich gemacht, nur weil ein „starker Mann“ hier auch mal aus dem Herzen und über die Liebe spricht. Das Meer bleibt aber ständig im Blick, innerlich ist so mancher schon auf dem



Erik Neumann, Pastor, seit 2002 in Dissen am Teutoburger Wald, drei Kinder, seine erste Frau verstarb 2017, seit 2019 ist er wieder verheiratet. Im Jahr 2014 machte er ein Sabbatjahr und ging zu Veranstaltungen im Institut für Evangelisation und Gemeindeentwicklung von Michael Herbst in Greifswald. In dieser Zeit wohnte er auf dem Campingplatz von Loissin an der Ostsee und freundete sich mit der Kiter-Szene an. Beim Projekt „Ewigkite“ verbindet er sein Hobby mit seinem Beruf. Seit 2015 führt er regelmäßig Männer-Camps durch. Die Evangelische Landeskirche Hannover hat für ihn eine 25-Prozent-Stelle eingerichtet.

Surfbrett, und wenn ein paar Meter weiter bereits der erste Camper seinen Kite startklar macht, muss das natürlich fachmännisch kommentiert werden. Bibelarbeit hin oder her.

Seit Neumann 2019 den Baptistenpastor Carsten Hokema kennenlernte, der bereits zehn Jahre zuvor die christliche Kiter-Gruppe „Ewigkite“ gründete, gehen sie gemeinsame Wege. Die Evangelische Landeskirche Hannovers richtete für Pastor Neumann eine 25-Prozent-Stelle ein, und seitdem führen der Landes- und der Freikirchler zusammen Kite-Camps durch. Mittlerweile hat Neumann die Leitung für das „Ewigkite“-Kitesurfen, also alle Aktivitäten im Wasser, übernommen, während Hokema den Bereich Land leitet, also etwa die Drachenfeste. Pro Sommer finden fünf bis sechs Camps statt, einige davon ausschließlich für Männer. „Manche kommen, weil ihre Kinder nach Gott fragten, und sie selbst nach einer Antwort suchen“, erklärt Neumann. „Andere hatten in der Jugend Kontakt zur Kirche, den sie dann aber verloren haben. Hier finden sie eine Kombination aus Den-Kopf-Freikriegen und biblischen Impulsen.“



Mit den Menschen am Strand ins Gespräch kommen, das wollen die Christen von „Ewigkite“

„Jesus stand am Ufer“

Für so manchen ist das Kiten mehr als nur ein kleiner Freizeitspaß. „Ich kenne einen, für den ist es total heilsam, bei unserem Camp mitzumachen, weil er Blockaden beim Erlernen des Kitesurfens überwindet.“ Da kann es auch schon mal darum gehen, sich einzugestehen, dass man auf dem Brett noch wackelig ist und sich schlicht und einfach helfen lassen sollte – eine nicht für jeden Mann sofort naheliegende Erkenntnis. Wenn die Blockade fällt, schießt das Surfbrett auf einmal ins weite Meer hinaus, die Schnur zum Segel spannt sich, der Kite-Drachen ist bis in die letzte Ecke mit Luft ausgefüllt. Und innerlich fallen vielleicht gleich noch weitere Blockaden wie Dominosteine um. Eine Woche täglich Kiten – das ist ein Abtauchen in eine eigene Welt, die bestimmt ist von der Gemeinschaft mit Gleichgesinnten, vom ungezwungenen Einnehmen des Snacks gegen Mittag, wann immer es passt, und eben nicht nach einer festen Uhrzeit, und vom Wind, der den Kopf frei bläst. Klassische Rol-



Jetzt reinsehen!

Sehen Sie mehr im
pro-Video:
bit.ly/3kStJf

Arno Backhaus wird 70:

lenklischees von Mann und Frau müssen hier nicht unbedingt ständig hinterfragt werden. Im großen weißen Gemeinschaftszelt stehen ein Kühlschrank (Steaks zum Grillen!) und eine Spülmaschine – ein Teilnehmer sagt lachend: „Wir würden das mit dem Spüldienst eh nicht hinbekommen.“

Angesprochen auf ein Lieblingszitat aus der Bibel antwortet Neumann: „Am Morgen stand Jesus am Ufer.“ (Johannes 21,4). Nach der Auferstehung begegnete Jesus seinen Jüngern am See Genezareth. Die Szene erscheint Neumann vertraut: „Sie halten gemeinsam ein Barbecue am Strand. Wie oft haben wir hier schon beim Sonnenuntergang am Strand gegrillt ... Jesus kommt mit Petrus ins Gespräch über sein Scheitern und über seinen Auftrag. Der, der es nicht auf die Reihe kriegt, bekommt wieder einen Auftrag. Und dann ist es eben der Auferstandene, der bei der schlimmsten Sache, die uns passieren kann, dem Tod, immer noch Hoffnung ausstrahlt und durch den es auch dann immer noch Hoffnung gibt. Da sind so viele Aspekte drin, die uns hier auch betreffen: Mit den Leuten abhängen, essen, genießen, feiern, beauftragen, ehrlich sein, Scheitern anspre-



Jeden Morgen gibt es für die Camp-Teilnehmer einen biblischen Input

chen, ohne jemanden runterzudrücken.“ Mit Männern über den Glauben zu sprechen, sei ansonsten gar nicht so leicht, findet Neumann. Die kirchliche Arbeit in Deutschland werde hauptsächlich von Frauen getragen. „Die machen das ganz toll. Aber in unserer Gesellschaft gilt es irgendwie als uncool, über Jesus zu reden, erst recht als Mann. Aber ich will gerne mit Männern über Jesus reden. Er begeistert mich eben und trägt mich. Das möchte ich auch mit Männern teilen.“

Und was die Menschen am Strand am meisten beeindruckt: Hier werde tatsächlich der Auftrag „Geht hin zu den Menschen“ umgesetzt. Wenn er daran denkt, wie unnahbar ihm früher die coolen Profi-Kiter vorkamen, und dass er sich von „seinem“ Strand nie so richtig an „deren“ Strand herantraute, sagt er heute: „Diese Vorurteile sind völliger Blödsinn. Natürlich finden mich in der Kitesurfer-Szene nicht alle toll, aber es ist auch völlig verrückt, das zu denken; was ich aber erlebe, ist, dass unglaublich viele Leute am Strand sagen: Das finde ich super, dass die Kirche zu uns kommt. Kirche kommt aus ihren Mauern und geht zu den Menschen.“ ■

Fotos: pro/ßörn Schumacher



Einblicke
in das Leben des
bekanntesten Liedermachers

Best.-Nr. 395.934 € 18,-

Zeit für einen Lebensrückblick!

Bunt, humorvoll und mit einer ordentlichen Portion Ernsthaftigkeit: Arno Backhaus erzählt von den Licht- und Schattenseiten seines Lebens. Von seinem Glauben, seiner Kindheit, seiner Ehe, und von einer inneren Unruhe: dem ADHS. Kurzweilig, tiefgründig und facettenreich wie Arno selbst.

Jetzt
bestellen!

Im christlichen Buchhandel
oder jetzt bestellen:
07031 7414-177
bestellen@scm-shop.de
www.scm-shop.de

SCM
Hänssler

Von der Kanzel auf das Börsenparkett

Uwe Lang hat sich für Wertpapiere interessiert, als noch feste Wechselkurse zwischen den Währungen im System von Bretton Woods galten und der Dollar weltweit als Leitwährung durch den Gegenwert in Gold gedeckt war. Das war vor 1973 so. Seitdem hat sich in der Finanzwelt viel verändert, aber die Wertpapieranalysen des Pfarrers blieben gefragt.

| VON NORBERT SCHÄFER



Uwe Lang ist Pfarrer im Ruhestand. Sein Interesse an der Börse hat er zum Beruf gemacht.

Seit einem halben Jahrhundert verfolgt Uwe Lang das Geschehen an den Wertpapierbörsen der Welt genau. Aktuell werden die Nachrichten bestimmt von Meldungen über milliarden-schwere Finanzhilfen infolge der Corona-Pandemie, Analysten befürchten abwechselnd Inflation und Deflation, den Zusammenbruch der weltweiten Wirt-

schaftssysteme oder Kollaps der Banken. Für Lang kein Grund, in Panik zu verfallen. Einen drohenden Crash der Börsen kann der 77-jährige Aktienanalyst derzeit nicht erkennen. „Man soll sich keinen übergroßen Ängsten hingeben“, erklärt Lang. Er widerspricht Analysten, die aufgrund der hohen Schulden eine Geldentwertung befürchten. Lang sieht wegen Corona eher die Gefahr einer drohenden Absatzkrise – und damit Deflation.

Lang stammt aus einer schwäbischen Kaufmannsfamilie der Fugger-Stadt Augsburg. „Die Frage, wie man wirtschaftlich arbeiten kann, hat mich im Grunde genommen nie losgelassen“, resümiert der Pfarrer. Dabei wollte er zu-

Fotos: swissinvest; Markus Spiske

nächst nicht ins Kaufmännische und studierte in Neuendettelsau, Erlangen und München Theologie, Pädagogik und Philosophie. Nach dem Vikariat in Oberfranken und den theologischen Examen unterrichtete Lang zunächst evangelische Religion in Starnberg und wechselte nach wenigen Jahren in den Pfarrerdienst nach Leipheim an der Donau.

Weil der passionierte Schachspieler bereits während des Studiums Parallelen zwischen dem Strategiespiel und dem Handel mit Wertpapieren ausmachte, war er fasziniert vom Treiben an der Börse. „Beim Schach und an der Börse gibt es ein paar Regeln, die man beherzigen sollte und die sich immer wieder bewahrheiten“, sagt Lang in ruhigem und bedachten Ton. Etwa, das Zentrum des Spielfeldes kontrollieren – was bei der Börse bedeutet, Vermögen im Zentrum, den Dax-Werten, zu platzieren. Es reizte ihn, die strategischen Zusammenhänge an den Finanzmärkten zu ergründen und mathematisch zu analysieren. Dazu recherchierte er historische Börsendaten und Kurse in Zeitungsarchiven. Von Digitalisierung war da noch keine Rede. „Ich habe die Kurse abgeschrieben. Es war nicht einfach, an die alten Daten zu kommen.“ Seine Daten über Börsenkurse reichen heute bis ins 19. Jahrhundert zurück. Erst mit Beginn der 90er Jahre konnte er einen Computer mit Tabellenkalkulationsprogramm für seine Analysen einsetzen und unter anderem zeigen: „Ein Anleger, der immer nur in den Sommermonaten Aktien gekauft hätte, der hätte nichts verdient. Einer, der nur in den Wintermonaten gekauft hätte, hätte seit den 60er Jahren seine Anteile um das 20- oder 30-Fache erhöht.“

Vermögen gerettet

Weil es zu der Zeit kaum Bücher dazu gab, begann er 1985, sein Wissen über Aktien und Anleihen, Devisen und Rohstoffe und Anlagestrategien aufzuschreiben. Der Campus-Verlag veröffentlichte 1986 seinen „Aktien Berater“. Weil der in verschiedenen Zeitschriften, etwa im Spiegel, positiv bewertet wurde, folgten 14 weitere Auflagen und über die Jahre mehr als zehn weitere Bücher über die Börse, Finanz- und Vermögensthemen.

„Die Leute haben mich angerufen und gebeten, ich solle etwas Regelmäßiges veröffentlichen.“ So fing Lang 1987 da-

mit an, zunächst für 30 Abonnenten regelmäßig einen Rundbrief, seine „Börsensignale“, mit Aktienanalysen und Anlagestrategien zu verfassen. Weil er das als Gemeindepfarrer nur „nebenbei“ machen konnte, stellte er einen Studenten ein, der ihm einige Arbeiten bei der Recherche der Kurse und Daten abnahm. „Im Lauf des Jahres 1987 habe ich ständig gewarnt vor einem Crash an der Börse“, erinnert sich Lang. Er empfahl seinen Lesern im August 1987, alle Aktien zu veräußern. Als der Crash dann am 19. Oktober 1987, dem „Schwarzen Montag“, eintrat und der Spiegel über Langs Prognose berichtete, interessierten sich plötzlich viele Investoren für seinen Börsenbrief. Lang hatte einigen Menschen ihre Vermögen gerettet.

„Börsenpfarrer“ ohne Pfarramt

Irgendwann war das Hobby neben dem Pfarramt mit zu viel Arbeit verbunden. Lang musste eine Entscheidung fällen und bat seine bayerische Landeskirche um Beurlaubung, um sich fortan der Böse hauptberuflich als Analyst und Wirtschaftsjournalist zu widmen. Mit der Garantie seiner Landeskirche, jederzeit in den Pfarrdienst zurückkehren zu können, wagte Lang den Schritt in die Selbstständigkeit. Er suchte sich einen Kaufmann und Marketingfachmann als Partner. Heute erstellt er den Börsenbrief alle 14 Tage gemeinsam mit einem seiner Schwiegersöhne. Gemeinsam mit der Schweizer Vermögensverwaltung Swissinvest in Luzern vertreibt er seine „Börsensignale“ eigenen Angaben zufolge an rund 1.300 Abonnenten.

Weil seine Landeskirche für eine weitere Beurlaubung damals keine rechtliche Regelung hatte, beendete Lang 1992 die hauptamtliche Tätigkeit als Pfarrer und wurde selbständiger Journalist. Da war er gerade 55 Jahre alt. Seit 1998 arbeitet er als „Pfarrer im Ruhestand“ in der Kirchengemeinde Dinkelscherben ehrenamtlich mit. In dem Ort, wo er ohne jeglichen Pomp lebt, predigt er regelmäßig, hält Taufen, Trauungen und Beerdigungen und leitet den Frauenkreis. „Der christliche Glaube ist für mich das Wesentliche und Entscheidende“, sagt Lang. Als Ehrenamtlicher fühle er sich ohnehin verbunden mit den vielen anderen ehrenamtlichen Mitarbeitern in der

Kirche. Als Gemeindepfarrer habe er sich oft ausgemalt, dass die Leute dächten, er müsse ja so reden, weil er dafür bezahlt werde.

Christlicher Glaube und kirchliches Engagement einerseits, wirtschaftliches Handeln und Interesse an der Börse andererseits sind für Lang keine Widersprüche. „Geld ist nicht, so wie es von manchen Christen ausgelegt wird, des Teufels, sondern es ist durchaus etwas, womit sich eigentlich jeder befassen sollte.“ Der Pfarrer und Börsenanalyst sieht aber auch die Gefahr, dass Menschen der Gier nach Geld und Gut, dem „Mammon“, verfallen. „Es gibt viele negative Beispiele dafür, wie sich Menschen von ihrem Vermögen abhängig machen. Und dann auch entsprechend nicht mehr bereit sind, für andere etwas zu tun.“ Die Kritik von Kirchenoberen an überhöhten Managergehältern hält Lang für absolut berechtigt. „Viele Gehälter haben inzwischen ein Maß erreicht, das einfach nicht mehr vertretbar ist. Wenn Topmanager Million Euro im Monat verdienen und meinen, das sei gerecht, dann ist das letztlich eine Unverschämtheit. Und ich ärgere mich immer wieder, dass die Politik hier nichts tut, um das zu unterbinden.“

Von Kirchen wünscht sich der Finanzstrategie vernünftigen ökonomischen Umgang mit Vermögen. Er sieht durchaus Defizite „bei einigen Leuten, die viel Geld verwalten und wenig davon verstehen“. Lang empfiehlt ohnehin, sich selber über Anlageformen und -strategien zu informieren. Banker raten seiner Meinung nach häufig nur zu hauseigenen Aktienfonds. „Die Fonds schneiden aber in der Regel schlechter ab als der Dax.“ Wo sie investieren, sollten Anleger auch nach ethischen und ökologischen Gesichtspunkten abwägen, findet Lang. „Ich habe mich entschlossen, nicht in Rüstungsunternehmen einzusteigen“, sagt er. Und weil er Tierversuche ablehnt, bewertet der Pfarrer für eigene Investments Pharmaunternehmen dahingehend kritisch. Damals, als er sein erstes Buch veröffentlichte, sei es eine Sensation gewesen, dass ein Pfarrer über die Börse schreibt. Journalisten hätten ihm dann den Titel „Börsenpfarrer“ verpasst. „Ich habe mich daran gewöhnt“, sagt Lang und fügt nach kurzer Pause an: „Das ist aber nicht richtig, denn an der Börse gibt’s keinen Pfarrer.“ ■

Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion



Christliches Schlagererlebnis

Mit eingängigem Pop und einprägsamen Texten kommt das Debütalbum „Perspektive“ von YADA daher, einer Lobpreisband aus Hamburg, die laut eigener Aussage „Leidenschaft für neue deutsche christliche Musik“ hat. So viel Neues bietet das Album aber nicht. Bis auf die Lieder „Was ich hab“ und „Deine Liebe“, die ruhiger klingen und bei denen der Gesang im Fokus steht, findet sich bei allen Songs das klassische Schlager-Hörerlebnis: Vier-Viertel-Takt, Synthesizer und einfache Beats. Auch inhaltlich sind die Songs eher „allgemeinverträglich“ und alle sehr ähnlich. Es geht um die Größe Gottes, Gotteslob, um Vertrauen und Hoffnung auf ihn. Der Titel „Der in mir lebt“ klingt von Gesang und Musik her sogar wie eine Helene Fischer oder Beatrice Egli auf christlich. Für Schlager-Fans ist das Album sicher einen Versuch wert. | **SWANHILD ZACHARIAS**

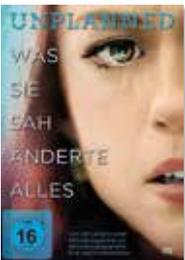
Yada Worship: „Perspektive“, SCM, 12,99 Euro, EAN 0000768747322



Voller schöner Momente

Das zweite Album von Björn Amadeus beginnt mit einem Lied über das schöne Leben und endet mit der Zeile „Ich werd nicht aufhörn, von ihnen zu träumen“ – von den schönen Momenten dieses Lebens. Zurückholen lassen sie sich nicht, anders als die zehn Lieder des Albums „Egal wohin“, die man einfach noch einmal anhören kann. Die frischen Pop-Arrangements machen ebenso Freude wie Björn Amadeus' vielseitige Gesangsstimme und seine Texte: Sie gehen in die Tiefe und strahlen viel Zuversicht aus, von der man sich gern anstecken lässt. Zwei Lieder heben sich besonders ab: das gesellschaftskritische „Überfluss“ und „Echte Freundschaft“, bei dem ein Cello den Sänger begleitet, als wäre der gute Freund akustisch dabei. Ein besonders schöner Moment. | **JONATHAN STEINERT**

Björn Amadeus: „Egal wohin“, recordJet/Gerth Medien, 15 Euro, ISBN 4029856487120



Von der Abtreibungsklinik zur Pro-Life-Demo

„Unplanned“ erzählt die Geschichte von Abby Johnson, die eine Klinik der Organisation Planned Parenthood leitete – und zur Abtreibungsgegnerin wurde, nachdem sie eine Abtreibung per Ultraschall miterlebte. Der Film basiert auf einer wahren Begebenheit und hat auch inhaltlich ein klares Ziel: vor Abtreibungen zu warnen. Er macht sichtbar, was viele Menschen nicht sehen wollen, wenn es um Schwangerschaftsabbrüche geht. Die Bilder tun weh, verstören, irritieren. Mitunter werden die Figuren überzeichnet, wodurch der Film zum Teil an Glaubwürdigkeit verliert. Falls „Unplanned“ neben den Lebensschützern ein liberales Publikum erreichen sollte: Das wird ihn eher als Aktivistenstreifen wahrnehmen. Aber wer sich darauf einlässt, kann eigentlich nur erschrecken. | **NICOLAI FRANZ**

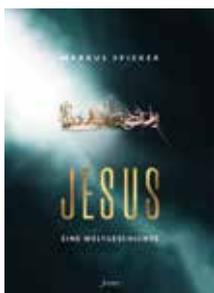
„Unplanned: Was sie sah, änderte alles“, Gerth Medien, 15 Euro, ISBN 4051238076967



Wenn Medizin zur Religion wird

Wo man früher auf Gott vertraute, setzt man heutzutage auf die Medizin. An die Stelle des Heilandes sind die „Götter in Weiß“ getreten. Diese These beschreibt der Arzt Günther Loewit in seinem informativen Buch „Sehnsucht Unsterblichkeit“. Anstatt das Unausweichliche zu akzeptieren, den Tod, liefen viele Menschen zum Arzt in einer inbrünstigen Hoffnung, die sonst nur religiöse Menschen gegenüber Gott aufbringen, schreibt er. Der Arzt mit 40 Jahren Praxiserfahrung zeigt viele Parallelen auf zwischen der Welt der Medizin und der Kirche. So sei das Wort „heil“ nicht umsonst mit „heilig“ verwandt. „Die Hostie des katholischen Sonntags wird in der Medizin mehrmals täglich eingenommen. Sie heißt Tablette.“ Ein interessantes Buch, das die Frage stellt: Inwiefern kann Hochleistungsmedizin in einer lustorientierten Gesellschaft die Rolle der Religion ersetzen? | **JÖRN SCHUMACHER**

Günther Loewit: „Sehnsucht Unsterblichkeit. Wie die Medizin zur neuen Religion der Menschen wird“, Goldegg, 260 Seiten, 24 Euro, ISBN 9783990601785



1.000 Seiten Jesus: eine Zumutung – die sich lohnt

Noch ein Jesus-Buch. Und was für eins: 1.004 Seiten stark ist „Jesus. Eine Weltgeschichte“ von Markus Spieker. Der Pfarrerssohn und TV-Journalist nimmt seine Leser mit auf eine atemlose Zeitreise. Im Zentrum: Das Leben von Jesus vor 2.000 Jahren. Im Plauderton führt Spieker an biblische Schauplätze: See Genezareth oder Golgatha – die Atmosphäre wird fast greifbar. Als promovierter Historiker verknüpft er szenische Schilderungen mit kulturgeschichtlichen und philosophischen Linien. Von der Antike bis zur Neuzeit. Für den Autor ist klar: Die Biografie von Jesus Christus endet nicht an Karfreitag oder Ostern: „Eigentlich geht sie dann erst richtig los.“ Der gläubige Christ will reale, gut belegte, relevante Geschichten erzählen. Manche werden sich an dieser Jesus-Darstellung reiben. Andere wird die Sprache stören: Darf man die Auferstehung Jesu als „Comeback für die Ewigkeit“ bezeichnen? 1.000 Seiten Jesus: eine Zumutung, die sich lohnt. Dieses Buch ist eine Wucht. | **CHRISTOPH IRION**

Markus Spieker: „Jesus. Eine Weltgeschichte“, fontis, 1.004 Seiten, 30 Euro, ISBN/EAN 9783038481881



Glaube ist keine Träumerei

Kann man im wahren Leben auf Gottes Wunder hoffen? Eine Frage, die für Klaus-Dieter John viele Jahre seines Lebens von existenzieller Bedeutung war. Zusammen mit seiner Frau Martina errichtete der Arzt 2007 in den peruanischen Anden ein Missionskrankenhaus: Diospi Suyana. Im Buch „Auf dem Wasser laufen“ erzählt er die Geschichte von seiner Entstehung bis heute. Das Krankenhaus ist immer wieder Bedrohungen ausgesetzt – und überwindet sie am Ende durch ungewöhnliche Zufälle und gegen die Wahrscheinlichkeit. Es sind Fügungen, die „Atheisten als unverschämtes Glück und Christen als Wunder Gottes bezeichnen“. John hat seine Antwort gefunden: Für ihn sind der Glaube und das Hoffen auf Wunder keine Träumerei, sondern etwas, womit er in seinem Leben rechnet. | **IMMANUEL DOBROWOLSKI**

Klaus-Dieter John: „Auf dem Wasser laufen. Diospi Suyana. Der Glaube im Härtestest“, Brunnen, 287 Seiten, 17 Euro, ISBN 9783765507465



Pastor Engel motiviert zur Nachfolge

Der YouTuber und Gemeindepfarrer Gunnar Engel zeigt in seinem Buch „Follower“: Echte Nachfolge muss kompromisslos sein. Die zentrale Aussage ist der Satz „Hier bin ich. Sende mich“. An verschiedenen biblischen Figuren aus dem Alten Testament verdeutlicht Engel das Thema Nachfolge und macht deutlich, was ihm dieser Satz bedeutet. Das schmückt er mit Erlebnissen aus seiner Kirchengemeinde, erzählt Ermutigendes, aber auch von Problemen. Engels Buch fordert den Leser heraus, sein eigenes Leben und die Beziehung zu Gott unter die Lupe zu nehmen. Der Pastor wünscht sich, dass es das Glaubensleben von Menschen verändert. Wer sich auf diesen Gedanken einlässt, der kann „Follower“ nur mit Gewinn lesen. Es motiviert dazu, sich Zeit für die Stille mit Gott zu nehmen abseits des lauten und vollgepackten Alltags, in dem Gottes Stimme oft untergeht. | **SWANHILD ZACHARIAS**

Gunnar Engel: „Follower – Wie Gott dein Leben verändert, wenn du ihn lässt“, SCM, 248 Seiten, 16,99 Euro, ISBN 9783417269574



Mehr als die Frage: „homo“ oder „hetero“?

Ob homo- oder heterosexuell, das ist nicht die entscheidende Frage, wenn Christopher Yuan darüber schreibt, wie „heilige Sexualität“ aussieht. Er schaut vom Schöpfungsbericht bis zu Paulus, was die Bibel über Sexualität sagt, über Geschlecht, Ehe und Begehren. Daraus leitet er das biblische Modell ab: die Ehe von einem Mann und einer Frau, sowie Keuschheit von Singles und Treue von Ehepartnern. Das ist herausfordernd, weil es nicht Homosexualität als isoliertes Problem einer Gruppe von Menschen beschreibt, sondern Sexualität insgesamt vor der Folie eines geheiligten, christlichen Lebens beleuchtet – und damit jeden anspricht. Die Stärke des Buches liegt vor allem darin, dass Yuan schlüssig und geradlinig argumentiert. Dabei setzt er zahlreiche Aussagen aus Altem und Neuem Testament zueinander und zum Thema in Beziehung. | **JONATHAN STEINERT**

Christopher Yuan: „Heilige Sexualität. Lust, Sex und Beziehungen im Licht des Evangeliums gestalten“, Christliche Verlagsgesellschaft Dillenburg, 289 Seiten, 19,90 Euro, ISBN 9783863536893

In eigener Sache:

SAGEN SIE UNS DIE MEINUNG!

Helfen Sie uns bei der Verbesserung von pro.
Bewerten Sie unser – und Ihr – Magazin. Sagen Sie uns Ihre
Wünsche und Interessen - wir wollen pro kontinuierlich verbessern.



So nehmen Sie teil:

Den Code mit dem Smartphone scannen.
Oder direkt online:

pro-medienmagazin.de/Umfrage

